Christiano Furchtegott Gellert
Vita,
Scritta da Giovanni Andrea Cramer.

N 1.82.
P 6. N 25

11 B.5 11.5.25

Digitized by [illegible]

Ch

Siri

Chriſtian Fürchtegott Gellerts

Leben

von

Johann Andreas Cramer.

Mit allergn. Röm. Kayſ. und Churfl. Sächſ. Privilegiis.

Leipzig,

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.

1774.

Nachricht.

Man hat geglaubt, daß es den Leſern der Gellertſchen Werke nicht unangenehm ſeyn würde, wenn man dem Leben des ſel. **Gellerts**, des Herrn D. **Cramers** Ode und Herrn **Weißens** Elegie auf deſſen Tod mit beydrucken ließ, zumal da die erſte mit einigen Strophen vermehrt und zugleich verbeſſert worden: der Herren **Denis** und **Maſtaliers** Gedichte aber, weil ſie beweiſen, in welchem Anſehen ein **Gellert** auch

außer unſerer Kirche geſtanden habe. Endlich hat es der Verleger für ſeine Pflicht gehalten, das ihm in der St. Johanniskirche allhier errichtete Denkmal dem Publico im Kupferſtich vorzulegen, und jedem Exemplar der Lebensbeſchreibung einen Abdruck beyzufügen. Seine Abſicht iſt zugleich, die zum Theil nunmehro weit entfernten Herren Contribuenten, deren Namen hier bemerkt worden, zu überzeugen, daß Ihr gütiger Geldbeytrag dem Endzwecke gemäß angewandt worden.

Chri-

Digitized by Google

Google

Chriſtian Fürchtegott Gellerts

L e b e n.

Eine von den ſchönſten Grabſchriften des Alterthums iſt die Grabſchrift Epicharms von Cos: Nützlich waren ſeine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth. Man hat von dieſem pythagoräiſchen Weltweiſen zu wenig Nachrichten, als daß man ſicher genug beurtheilen könnte, was für Anſprüche er auf eine ſo rühmliche Grabſchrift hatte. Doch ein Philoſoph und zugleich ein komiſcher Dichter, wie er, der in ſeinen Luſtſpielen die nützlichſten Lehren der pythagoräiſchen Schule unter ſeinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Geſinnungen und Sitten zu verfeinern ſuchte, verdiente ſchon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreſte ſeiner Gedichte beweiſen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterſcheidende Vorzüge ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu ſcherzen; Sokrates lernte die Kunſt ſeines Dialogs von ihm und ſogar Plato ahmte ihn nach. Seinen Werken prophezeyhte Epicharmus ſelbſt ein rühmliches Schickſal. Ich bin gewiß, ſagte er in einem ſeiner Gedichte, man wird auch meiner Unterweiſungen nicht

vergeſſen; es wird ſchon jemand nach mir erſcheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des Verſes entkleiden, ſie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur ſchmücken und ſo von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu haben. Der unſrige iſt Gellert, der, wenn unſre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm ſchuldigen Dankbarkeit behalten können, unſrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird, als der Grieche blieb, welcher ſeiner Grabſchrift gewiß nicht würdiger ſeyn konnte, als es der Deutſche iſt. Unſre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlaſſen, oder Gellerts Andenken, welches keines eitlen Geräuſches ſchwärmeriſcher Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelſüchtigen und neidiſchen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung beſtätigter Verdienſte für einen ſichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Anſprüche auf die Fortdauer ſeines Namens. Gründen ſich dieſelben gleich nicht auf ſolche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erſtaunen ſetzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde iſt, unterhalten können, ſo verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch ſchöne und gemeinnützige Werke des Geiſtes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyſpieles den Geſchmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbeſſert haben

ben und für die Jugend, beſonders aus den höhern Ständen der menſchlichen Geſellſchaft Führer zur Religion und Tugend geworden ſind. Gellerts Vorzüge waren Tugenden, die, wie ſeine Schriften gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menſchen unempfindlich zu ſeyn, doch vornehmlich ſich beſtrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden ſind.

Chriſtian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715. zu Haynichen in Sachſen gebohren. Sein frommer Vater, Chriſtian Gellert, war daſelbſt der zweyte Prediger, der ſein Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, und als Oberprediger in ſeinem fünf und ſiebzigſten Jahre ſtarb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geize entfernten Sparſamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine gebohrne Schützinn, war eine redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtſchaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundſätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottſeligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen und ſie ihnen ſowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen Beyſpiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb ſich durch ihr gutes und ſanftes Herz, als eine dienſtfertige, mitleidige und wohlthätige Menſchenfreundinn an ihrem Orte ein unvergeßliches An-

denken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey älteſten Söhne in dem Beſitze ſolcher Bedienungen oder Ausſichten zu ſehen, die nur eine auch in ihren Wünſchen für ihre Kinder allezeit beſcheidne Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigſten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlaſſen zu können. Der älteſte Sohn, Friedrich Lebrecht, war ſächſiſcher Oberpoſtcommiſſar, und überlebte den Schmerz, ſeinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leiſtet noch itzt ſeinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommiſſionsraths in Freyberg, durch ſeine tiefen und ausgebreiteten Einſichten in die Metallurgie, die nützlichſten Dienſte. Ihr dritter Sohn, Chriſtian Fürchtegott, hatte das Glück, daß ſich unter ſeinen Freunden ein edler Mann fand, der ſeiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies, die er ihm beſtimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In dieſen Söhnen genoß ſie des Troſtes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyſpiel zu ſehen, daß die Welt oft die vorzüglichſten Beförderer der menſchlichen Wohlfahrt aus dem Schooße nicht ſowohl des Ueberfluſſes, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen ſächſiſchen Städten ſind ſo eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den erſten und unentbehrlich-

ſten

ſten Erkenntniſſen der Religion, ſondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwieſen wird; ein Unterricht, der allezeit ſchätzbar iſt, ſelten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben ſie kaum der ängſtlichſten Sorgen für ihren Unterhalt und dieſe laſſen ihrem Geiſte, wenn ſie auch Geſchicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht ſo viel Heiterkeit und Muth, daß ſie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beßrer Ausſichten auch vermehren könnten. Ihr Unterricht kann alſo nicht ſehr vollkommen ſeyn, und wird es niemals werden, ſo lange die Staaten die erſte Bildung der Jugend nicht für ein ſo wichtiges Augenmerk der Regierung halten lernen, als ſie iſt. In einer ſolchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den erſten Unterricht. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß den unterſcheidenden natürlichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens ihre Entwicklung nicht ſehr erleichtert worden ſey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte, die ihn zu begleiten pflegt, faſt alle Knaben lernen müſſen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verluſt vieler unſchuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeſchadet, Kindern bey einer beſſern Einrichtung der gemeinen Unterweiſung erhalten werden könnten,) Geduld, Unterwerfung und die im Leben ſo nöthige Geſchicklichkeit, vieler-

ley Beſchwerden mit Gelaſſenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Geehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit ſie gewiſſe kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder ſich dieſelben durch ihre eignen Bemühungen verſchaffen lernen. Nicht weniger ſchätzbar iſt die Mühe, die ſie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindſam zu machen, damit ſie alles, was demſelben ſchädlich iſt, ſorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe, welche für das gemeine Weſen ſehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erſte Quelle davon ſelten erkannt wird. Gellert lernte beides ſehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf ſeine Seele wurden Grundzüge ſeines Charakters. Bey dieſer ſeiner erſten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünſtigtern Seelen anfangs nur ein Funke iſt, nicht ſo ſchnell als bey einem Pope zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er ſich des Unterrichts ſeiner erſten Lehrer ſtets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht ſelten rühmte er den jungen Gelehrten, den er von ſeinem Vater auf einige Zeit zur beſondern häuslichen Unterweiſung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Beſonders pries er die Strenge, womit derſelbe ihn zu gewiſſen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umſtände erlauben, ſeinen Bedienten zu überlaſſen

laſſen pflegt, um von ihren Dienſten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfniſſe hält, die aber Gellert in ſeinem ganzen Leben, auch bey ſeinen ſo ſchwächlichen und ſiechen Umſtänden weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weiſe erinnerte er ſich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in ſeinem achten Jahre von einem Anverwandten zu mancherley kleinen häuslichen Geſchäfften, die mit der Beſtimmung zum Gelehrten, keine Verbindung haben, angehalten worden zu ſeyn. Ich habe, ſagte er in ſeinen kurzen unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt, die man unter ſeinen Papieren gefunden, dadurch wenigſtens gehorchen lernen; eine treffliche Kunſt! Bey einer ſolchen Erziehung wächſt der Geiſt des Menſchen langſamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geſchäfftigkeit gewöhnt. Ungefähr in ſeinem eilften Jahre ſchrieb er zu Beſtreitung ſeiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er zuweilen im Scherze zu ſagen, daß ſeine Vaterſtadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke ſeiner Hand aus ſeiner Jugend aufzuweiſen hätte, als die Welt von ſeinem Geiſte aus ſeinem ganzen übrigen Leben aufzuweiſen haben würde. Dieſes half mir, ſagte er, ſo viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürſtenſchule an meinen Vater ſchrieb, gar artig im Canzeleyſtyle ſchrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Beklagter am andern Theile höhern Orts um ihr

Recht anhalten. Angenehm würde es ſeyn, wenn man die natürliche Luſt und Anlage, welche **Gellert** zur Dichtkunſt hatte, bis zu ihrem erſten Urſprunge und der früheſten Entwickelung dieſes edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wiſſen ſeine vertrauteſten Freunde, daß auch ſein Vater die Poeſie liebte, ſelbſt zuweilen Gedichte ſchrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung ſeiner Kinder hätte Gewalt anthun ſollen. Auch ſein älterer Bruder, der Oberpoſtcommiſſar, hatte viel Anlage zum Poeten, und rühmte ſich zuweilen ſcherzweiſe gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunſt unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunſt; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, ſchon in ſeinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten ſollte. Sein erſter Verſuch war ein Gedicht auf den Geburtstag ſeines Vaters. Die Wohnung deſſelben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um ſeinen völligen Einſturz zu verhindern unterſtützt, und ſo viele waren damals der gellertſchen Kinder und Kindeskinder. Dieſer Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derſelben zu einer Stütze des Vaters und ſeines Namens zu machen, und jede Stütze wünſchte ihm Glück. Das Gedicht, ſagte er, muß nicht unrecht geweſen ſeyn; denn gewiſſe Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich nicht ſehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen. Auf den erſten

Ver-

Verſuch folgten bald andere; er wünſchte ſelbſt, daß er ſie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweiſen zu können, wie leicht ein Geiſt, dem es nicht an natürlicher Begeiſterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muſter geſehen zu haben, auf viele Jahre und nicht ſelten auf immer verloren ſeyn kann. Dieſe Gefahr iſt noch größer, wenn er ſich zuerſt nach verwerflichen Muſtern bildet. Eine Phantaſie, die in ihren erſten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird ſchwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den erſten Verſuchen ſeines Talentes zur Malerey gothiſche Stücke vor ſich hatte, oder ob ſein Auge gleich nur von der ſchönen Natur gerührt wurde, aber wenn er nach gothiſchen Muſtern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdient er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen ſichern Geſchmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und ſich in der Geſellſchaft ſeiner in ſchärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverläßigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er urtheilte unſtreitig zu furchtſam von ſich und gab aus Beſcheidenheit ſeinen Freunden einen Vorzug, den ſie nicht annahmen. Auch ſeine erſten Verſuche hatten ſchon zuweilen eine gewiſſe ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abſchied von einer Freundinn:

Als

Als ich von dir Abſchied nahm,
Immer gieng und wieder kam;

ein Anfang, deſſen ſich einige ſeiner Freunde wegen des ſchönen maleriſchen Zuges in dem zweyten Verſe noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde alſo auch ohne Freunde zu einem richtigen Geſchmacke gekommen ſeyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtſchaffen und zärtlich genug lieben, um einander in den Verſuchen ihres Geiſtes keine Fehler wider die Regeln und Grundſätze des guten Geſchmackes überſehen zu wollen, durch eine ſo freundſchaftliche Critik ſehr gewinnen müſſen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Weſen wohlthätigen Gelehrſamkeit errichtet worden ſind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürſtlichen Schulen in Sachſen ſind. Ihre Einrichtung im Ganzen iſt immer ihrem Endzwecke angemeſſen geweſen. Die Stunden des Unterrichts und diejenigen, worinnen ſich die lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder ſelbſt vorzutragen verſuchen ſollen, wechſeln in einer ſo weiſen Ordnung ab; die Schüler haben ſo wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verſchlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wiſſen, die Univerſitäten aus dieſen erſten Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit Ankömmlinge erhal-

erhalten müſſen, die zu reifern Unterweiſungen ſehr vorbereitet ſind. Eine von dieſen Schulen, Meißen, war es, wo Gellert mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die beſten ewigen Muſter der Beredtſamkeit, der Dichtkunſt und eines geſunden ſchönen Geſchmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müſſen, wenn in den damaligen Zeiten nicht faſt in allen gelehrtern Schulen von Deutſchland, und ſelbſt auf den Univerſitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römiſche und griechiſche Sprache zu lehren, geherrſcht hätte, welche Erneſti in Geßners Leben ſo treffend gezeichnet hat. Man ließ ſie von Wort zu Wort überſetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geſchichtſchreiber, ohne dieſelben das, was darinnen vornehmlich Aufmerkſamkeit verdient, bemerken zu laſſen. Der Schüler ſammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, dieſe in Sprachübungen anzubringen, die den ſtolzen Namen von Nachahmungen hatten; man erhielt aber keine oder doch nur dürftige Kenntniſſe von den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem unterſcheidenden Charakter eines jeden, und von dem, was darinnen bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nachgeahmt werden kann. Lehrer müſſen ſelbſt vortrefflich unterrichtet ſeyn, wenn ſie die ihnen anvertraute Jugend, die anmuthigſten und zugleich die geradeſten Wege zu einer ſichern Empfindung des Schönen und Nützlichen führen ſollen. Man muß hinzuſetzen, daß

es unter den damaligen Gelehrten eben ſo wie im vorigen Jahrhunderte faſt für ein Verbrechen gehalten wurde, ſich um ſeine Mutterſprache zu bekümmern, oder was noch itzt Männer, welche doch ſelbſt ihren geſunden und richtigen Geſchmack dem leſen der Alten zu danken haben, nicht glauben wollen, oder können, daß es möglich oder nöthig und nützlich ſey, auch im Deutſchen, was man richtig gedacht hat, richtig und angenehm auszudrucken. Eben darum iſt es nicht zu verwundern, daß Gellert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andre Griechen und Römer erklärt wurden, damals doch an einem Günther, deſſen nun vergeßne Verſe von den Halleriſchen und Hagedorniſchen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geſchmack gewinnen und ſie zu ſeinen Muſtern wählen konnte. Man findet darüber in ſeinen obgedachten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt eine Anmerkung, die ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. Auf der Fürſtenſchule, ſagt er, hat das leſen der Güntheriſchen Gedichte aus meinem Geiſte einen feuerſpeyenden Aetna gemacht, der alle um ſich herumliegenden geſunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Aſche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geſchmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können. Neukirch mit ſeinen Satyren, die Hanke mit ſeinen eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchſte Staffel der Vollkommenheit

helfen

helfen können; ſo allgemein war der Beyfall, womit er zu ſeiner Zeit geleſen wurde! Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Luſt zu ſchreiben haben, nie Verſuche wagen, ohne Kenner zu rathe zu ziehen, nie mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn, ſondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben ſo demüthig folgen! Wie viele Zeit, die ſonſt verderbt wird, und wie viele Kräfte, die ſie in Gefahr ſind, zu verſchwenden, würden ſie durch einen ſolchen Gehorſam erkaufen! Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was ſeinem Gedächtniſſe noch aus ſeiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel ſeines damaligen Unterrichts nicht verkannte, ſo redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von ſeinen meißniſchen Lehrern, und pries beſonders ihre Sorge für die Bildung ſeines Herzens und ſeiner Sitten. Auch wurde ſein ſanftes melancholiſches Auge allezeit, faſt bis zum Glanze heller, wenn er ſich erinnerte, daß er in dieſer Schule mit Gärtnern und Rabenern gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundſchaft errichtete, die ſo viel zum gemeinſchaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit ſeines Körpers, deſſen Geſundheit von ſeiner erſten Kindheit an ſchwach und zärt-

zärtlich geweſen zu ſeyn ſcheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege deſſelben gewöhnt worden iſt, oder ſich ſelbſt dazu verwöhnt hat, äußerte ſich ſchon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daſelbſt ſtudirt, als er in das Haus ſeines Vaters zurückkehrte und ſich da noch einige Zeit zum akademiſchen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734. nach Leipzig. Hier hörte er über die Philoſophie Adolph Friedrich Hofmannen, über die Hiſtorie und Litteratur Jöchern, Chriſten und Kappen, über die theologiſchen Wiſſenſchaften aber, denen er ſein Leben zu widmen beſchloſſen hatte, Klauſingen und Weiſen. Hofmann, von Rüdigern gebildet, war ein ſcharfſinniger Philoſoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke geweſen ſeyn würde, wenn er mehr Geſchmack an den Philoſophen des Alterthums, weniger Eiferſucht wider Wolfen, weniger Begierde, das Anſehen dieſes Weltweiſen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden gehabt hätte. Allein er verwechſelte oft dialektiſche Spitzfindigkeit und Tiefſinn mit einander, und entfernte ſich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunſtwörter, als zur Entdeckung neuer Wahrheiten ſind. Gleichwohl hörte ihn Gellert mit großer Begierde, ſchrieb ſeine Vorleſungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er ſagte, ihn öfter, als er ihn verſtand, beſcheiden genug, ſolches ſeiner Unfähigkeit zu tiefſinnigen Entwicklungen ſchwerer Be-

griffe

griffe zuzuſchreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht ſelten bloß darum nicht einſah, weil es nicht verſtanden werden konnte; denn man ſieht aus allen gellertiſchen Arbeiten, daß ſeine Seele eben ſo ſehr das Helle im Ausdrucke liebte, als Hofmann die Dunkelheit darinnen zu lieben ſchien. Indeß ſchmeichelte ſich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch beſſer verſtehen zu lernen, wenn ſein Verſtand mehr Reiſe erhalten haben würde. Er bewunderte ihn alſo zu eben der Zeit, da auch Mosheim, dieſer erſte Verbeſſerer der deutſchen Beredtſamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig ſtudirte, ließ ihn ſein Vater nach Hauſe zurückkommen, weil es ihm ſchwer fiel, ihn noch länger aus ſeinen Mitteln auf der Univerſität zu erhalten. Gellert hätte gern eines weiter fortgeſetzten akademiſchen Unterrichts genoſſen, um ſeinen Geiſt noch mehr auszubilden; er unterwarf ſich aber mit den kindlichſten Geſinnungen einer Nothwendigkeit, welche ſchon ſo viele glückliche Geiſter mitten in ihrem Laufe zur Gelehrſamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem ſie ſtrebten, zu erreichen verhindert hat. Nach ſeiner Zurückkunſt fieng er an, ſich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erſte noch vom Schüler gewagte Verſuch, öffentlich zu reden, war nicht der glücklichſte geweſen. Dieſer kleine, in ſeinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entferntern Urſachen ſeiner endlichen Beſtimmung mit ſeinen eignen Worten erzählt zu

werden.*) Die erſte Probe meiner Beredtſamkeit, ſchreibt er, legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey ſeinem Kinde zu ſeyn, das wenig Tage nachher ſtarb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind ſollte zu Mittage begraben werden; früh um 8. Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward ſpät fertig, verſchwendete die übrige Zeit mit ſeiner Grabſchrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede ſehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner ſtand in einer Betäubung da, von der er ſich kaum erholen konnte. End ich griff ich nach meinem Manuſcripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geſchrieben war, wickelte es vor meinen eben ſo erſchrocknen Zuhörern langſam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreiſt wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtniſſe verlaſſen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich dieſe jugendliche Uebereilung viel gekoſtet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlaſſen hat.

*) In den angeführten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt.

hat. Lerne aus meinem Beyſpiele vorſichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreiſt, wurde beſtraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger! Eine nützliche Anmerkung und ſchon deswegen ſchätzbar, wiewohl ſie es noch mehr wegen des Herzens iſt, aus dem ſie kam. Wäre es ihm gelungen, ſich von dieſer Aengſtlichkeit wieder zu befreyen; hätte er zugleich eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt, ein feſteres und getreueres Gedächtniß gehabt, ſo würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Verſuchen zu urtheilen, unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er ſelbſt hatte nur eine geringe Meynung von ſeinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, ſeine erſten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philoſophie und mosheimiſchen Schmucke geweſen. Ueber ſein Gedächtniß mochte er Urſache zu klagen haben:*) Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen! Warum habe ich nicht lieber Acten abgeſchrieben und den Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Geſundheit nicht geſchadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: ſo hätten es andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan. So beſcheiden urtheilte er bey allem ſeinen Verlangen und Beſtreben nach der Achtung ſeiner Nebenmenſchen von ſich ſelbſt, beſcheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen ſeine Talente und Vorzüge. Als ein geiſtlicher Redner würde

*) Unvollſtändige Nachrichten.

er ſich durch einen eigenthümlichen Gang ſeiner Gedanken, durch das Licht ſeiner Vorſtellungen, durch ihre leichte und doch zugleich ſinnreiche und anziehende Ordnung; durch ſeinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterſchieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit ſo viel Geräuſche ſpricht, ohne zu wiſſen, worinn die ſchwere Kunſt beſteht, für die Menge verſtändlich und doch einnehmend zu reden, ſich zu ihrem Geſichtskreiſe herabzulaſſen, und das zu treffen, was für ſie das edelſte und nützlichſte iſt, ohne kalt, trocken und niedrig zu ſeyn. Man ſieht ſchon in ſeinen jugendlichen Kanzelverſuchen die Leichtigkeit, die attiſche Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit ſeiner Gedanken ihm vor andern ſo eigenthümlich iſt; denn ſie unterſcheiden ſich von ſeinen ſpätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen ſeinen Perioden mehr Länge und eine redneriſchere Rundung gegeben hat. Zu Beſtätigung dieſes Urtheils verdienen aus dieſen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil Gellert gewiß auch darinnen gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Chriſti: So jemand will den Willen deß thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede, beſchreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es ſo vielen Menſchen werde, die Religion anzunehmen. Man betrachtet

ſie,

ſie, ſagt der junge Redner, als eine Sache, die nicht ſchadet, wenn man ſie glaubt, die aber ſonſt in unſre andern Umſtände keinen Einfluß habe. Man ſtößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füſſen von ſich; man bemüht ſich aber auch nicht ſehr um dieſelben; man glaubt die Lehre Jeſu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am Ende des Lebens ſelig zu werden. Man entſchließt ſich, in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jeſum Chriſtum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geſchäfftes, dieſe Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein ſtandhafter Bekenner Jeſu, ein heiliger Streiter, ein Apoſtel, und ſo gar entſchloſſen, ein Märtyrer zu ſeyn. So plötzlich iſt Paulus, der doch ein Muſter einer außerordentlichen Bekehrung war, nicht erleuchtet worden; er mußte ſich erſt unterrichten, überzeugen und ſtärken laſſen; wir hingegen brauchen dieß in unſern Tagen nicht. Wir kommen, wie ſpielend, zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und gottſelig werden. Aber ſehet nur dieſe Minutenchriſten an! Wo iſt ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch deine Werke? Doch wie kann es anders ſeyn? Wir ſind nur gute Chriſten in unſern Gedanken, und in der Meynung vom Chriſtenthum. Was uns gefällt,

das nehmen wir aus den Geboten Chriſti an; einer dies, der andere das. Wir theilen uns in ſeine Befehle, wie die Kriegsknechte in ſeine Kleider! Aber o wir Thoren! Dieſe Ordnung des Heils ſteht nicht in der Schrift, ſondern bloß in unſerm zerrütteten Gehirne. Warum fürchten wir uns ſo vor dem Kreuze Chriſti? Warum gefallen uns ſeine Dornen nicht? Warum wollen wir nicht aus ſeinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht ſanftmüthig, nicht keuſch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeitliche Ergötzung der Sünde gern haben. Aber verlangen wir denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Alſo wollen wir ſelig werden; aber doch das thun, was uns nicht ſelig werden läßt. Das iſt eine neue Religion! So unſinnig war ſelbſt der Heiden ihre nicht! Kann es denn alſo möglich ſeyn, daß ſo viele Menſchen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von ihrer Religion haben, für deren Wahrheit ſie wohl ihr Leben hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, was er glauben muß, der glaubt nicht. Wir ſind zu träge und unwillig, die Gebote Jeſu zu halten; ſie ſcheinen uns zu ſchwer. Selbſtbeherrſcher wollen wir und nicht Unterthanen ſeyn. Was iſt denn zu thun? Die Bibel iſt da. Das Wort Gottes foltert ſolche Menſchen heimlich. Sie wollen anders leben, als ſie nach der Lehre Jeſu leben ſollen; alſo verſuchen ſie es entweder gar nicht, laſſen es gut ſeyn und ſchläfern ſich in ihren Sünden ein, oder fangen an, Gott und die Bibel zu läugnen, oder glauben einen Gott und keine Religion, welches Narrheit

heit iſt, oder glauben einen Gott und machen ſich eine eigne Religion, welches Bosheit iſt.

Viele glauben, daß ein Gott ſey; ſie denken ſich aber ihren Schöpfer anders, als er iſt; ſie wollen einen Gott nach ihrem verderbten Willen haben. Er ſoll nur gütig, gnädig und barmherzig; aber er ſoll nicht gerecht ſeyn. Ja, ſpricht der Spötter, ich kann das nicht begreifen, daß Chriſtus Gott und auch Menſch ſey. Du ſollſt das nicht begreifen; du ſollſt es glauben. Wenn du die Ordnung des Heils begreifen könnteſt, was brauchteſt du zu glauben? Die Geſetze deines Verſtandes würden dich zwingen, was du begreifeſt, für wahr zu halten, und der Glaube wäre nicht Glaube. Man ſpricht, wenn ich der Bibel glaube, ſo muß ich tauſend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich hüten, meinen Nächſten zu beleidigen; ich werde mich nicht ſelbſt rächen dürfen; ich werde mich der ſtrengſten Keuſchheit und Mäßigkeit befleißigen müſſen. Aber ſage mir, willſt du, daß dich jemand beleidigen, jemand haſſen, verfolgen und tödten ſoll? So ein Thor iſt noch nicht in der Welt geweſen. Willſt du denn, daß dir ein andrer deinen guten Namen, dein Weib, deine Tochter, deine Güter und Schätze ſchänden, rauben, verunehren und entwenden ſolle? So ein Narr, der das wünſchen ſollte, hat noch nie gelebt. Sage mir denn, warum willſt du andern thun, was andre dir nicht thun ſollen? Warum willſt du ihre Zufriedenheit ſtören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn wir alle einander in der Welt aus Liebe dien-

ten; wenn keiner den andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine Feindſchaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie glückſelig, wie himmliſch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das ſind die Befehle und Rechte des Höchſten; dieſes ſteht in der Schrift: Kann es wohl ein Weſen geben, welches uns etwas beſſers befehlen könnte? — — — Die Gottloſen bekümmern ſich nicht um das Zukünftige; ſie ſehn nur auf das, was vor Augen iſt, bekümmern ſich nicht um ihre Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie verkaufen die Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen falſchen Schluß; ſie glauben, daß ſie ſterblich ſey, um in ihren Unordnungen nicht von der Furcht vor ewigen Strafen gequält zu werden. Sie verwerfen die Lehre Chriſti und haben ſie nie geprüft, die Geſchichte unſers Heilandes und haben keine Beweiſe ihrer Erdichtung; ſie haben nichts als lächerliche Lehrſätze. Würdet ihr den nicht verlachen, welcher ſpräche: Es iſt kein Luther geweſen, der eine Verbeſſerung unſrer Kirche unternommen habe; denn ich habe ihn nicht geſehen? Ich habe da nicht gelebt, die Geſchichten können trügen. Ein einziger Mann wird ſo viele Städte und Länder, ſo viele tauſend Seelen nicht durch ſeine Feder überwältigen. Gehen die Ungläubigen mit der Geſchichte Jeſu anders um? Haben ſie beßre Gründe wider ſie, als dieſe? Schärfere

oder

oder eben ſo unſinnige Beweiſe, als jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß, ob man ſo unglückliche Menſchen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen, als beſtreiten ſoll.

Dieſe Stellen, die nicht ſelten ſind, beweiſen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägſten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgeriſſen haben würde. Und doch war er in ſeinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So ſagt er in eben dieſer Rede: Wenn du bekehrt biſt, ſo ſetze dir vor, eher zu ſterben, als wieder zu ſündigen. Haſt du die Sünde gelaſſen, ſo fange an, ſie zu verfluchen. Widerſtehe dem Satan, ſo flieht er. Fürchte dich vor dir ſelbſt, verſuche aber auch deine eigne Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, ſuche die Einſamkeit, laß dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt, ihr Auserwählten, kämpfet, ringet, dort iſt die offne Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!

Es könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden, die Lebhaftigkeit, welche ſeine Gedanken begeiſterte, zu beweiſen; noch einige mögen genug ſeyn. In einer Rede will er zeigen, daß es thöricht ſey, in der Meynung zu arbeiten, daß man allein durch ſeine Arbeit ſich erhalten könne. Es iſt thöricht, ſagt er, ſich ſelbſt ernähren zu wollen; daß heißt, ſich etwas anmaßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menſchen ſtellen ſich an,

als ob ſie Gott immer in ſeiner Regierung beyſtehen müßten. Was ſie haben, ſchreiben ſie ihren eignen Bemühungen zu. Sehen ſie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; ſehen ſie das Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen des Herrn von Fett; ſind die Gefilde ſchwanger mit Saaten, quellen die Keltern mit Moſt: ſo mögen ſie auf die erſte Urſache nicht zurückdenken, ſie halten das alles lieber für eine Nothwendigkeit der Natur; ſie verweilen bey den Geſchöpfen, ohne zum Schöpfer aufſteigen zu wollen. Sie merken, daß gewiſſe Gewächſe nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen ſie nicht begreifen, warum ſie das, wobey auch ſie etwas gethan haben, Gott allein zuſchreiben ſollen. Sie ſehen nicht, daß Gott ſo zu reden nur gewiſſe Lücken in der Schöpfung gelaſſen hat, damit es den Menſchen nicht an einer nützlichen Beſchäfftigung ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es iſt unmöglich, ohne ſeine Hülfe ſich ſelbſt zu erhalten. Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verſchließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluten überſchwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkehren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre geſammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schloßen in der Luft, welche die Gefilde zerſchmettern? Haben wir nichts von theurer Zeit, von Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit Gott die Länder heimſucht?

Erhalte

Erhalte dich doch in ſolchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iß doch, ſättige dich, wenn nichts da iſt, deinen Hunger zu ſtillen!

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß in dieſen Verſuchen nicht alle Gedanken eine gleiche Reihe und Richtigkeit haben. Eben deswegen hat er ſelbſt ſie zur Vergeſſenheit verurtheilt. Man weis indeſſen aus ſichern Erzählungen, daß er an ſeinem Geburtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht, ihn zu hören. Dieß konnte nicht anders ſeyn; denn zu ſeiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling verſprach ſo viel; man mußte von dem Manne nothwendig mehr erwarten.

Seine Umſtände erlaubten ihm nicht, ſich bloß mit der weitern Ausbildung und Bereicherung ſeines eignen Geiſtes zu beſchäfftigen. Auf Valentin Ernſt Löſchers Empfehlung übernahm er 1739. auf ein Jahr die Aufſicht über zween junge Herren von Lüttichau unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang ſeiner Schweſter Sohn, ihn zur Univerſität vorzubereiten, und mit ihm einen ſeiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg ſtarb. *) Dieſes Jahr zählte er unter die geſündeſten, glücklichſten und heiterſten ſeines Lebens, und erinnerte ſich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit,

*) Unvollſtändige Nachrichten.

digkeit, womit er darinnen ſeine Pflichten zu erfüllen ſich beſtrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Luſt, war genau in ſeiner Selbſtprüfung, voll Sehnſucht nach der Tugend, und lebhaft in ſeinem Haſſe gegen das Laſter; ſtrenge in ſeinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorſehung. Ein wenig Meißnerwein, ſagt er ſelbſt, mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweiſungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienſtes ſo gewiſſenhaft, daß er des Sonntags, den er in ſeinem ganzen Leben ſeiner göttlichen Beſtimmung gemäß anzuwenden geſucht hat, ohne die äußerſte Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geſchrieben haben würde. Es kränkte ihn ſchon, wenn er hörte, daß man an dieſem Tage einen Boten von einem Orte zum andern abfertigen wollte; eine Gewiſſenhaftigkeit, die bey einem ausgebreitetern Anſehen der wahren Frömmigkeit niemand für ſehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewiſſenhaften Feyer dieſes Tages verdienen hier angeführt zu werden. Wir gehen, ſagt er,*) mit dem Sonntage zu leichtſinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung deſſelben ſey zum Wachsthume in der Religion und Gottſeligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beſte

*) Unvollſt. Nachr.

beſte Mittel. An dieſem Tage ſich von allen irdiſchen Geſchäfften losreißen, ſein Herz prüfen, zum Himmel erheben, daſſelbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und ſtärken, heißt es auf die ganze Woche ſtärken, und ſich zur rechtſchaffenen Ausübung ſeines Berufes vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch ſeyſt, der du dieſes lieſeſt: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an dieſem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Geſpräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforſche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten, und bemerke die Hinderniſſe deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt haſt. Suche ſie demüthig von ihm, und ſey dankbar für diejenigen, die du empfängſt. Wir vergeſſen unſre Schwachheit und unſre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geſchäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewiſſe Zeit feſtſetzen, unſer Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unſre Unwürdigkeit und ſeine Hoheit zu erkennen. Dieſem Geſchäffte ſollte der Sonntag gewidmet ſeyn. Er iſt der Tag des Gebets und

der

der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch ſo gut geſinnt, noch ſo eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das biſt, je gewiſſer du deines Wachsthums im Guten zu werden ſcheinſt, deſto leichter kann ein geiſtlicher Stolz dich überraſchen. Uebe dich alſo am Tage des Herrn in der Demuth, die uns ſo ſchwer wird, und ſich oft um ſo viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen ſcheinen. Verſenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daſeyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem Glücke, und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deinen frommen Empfindungen einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Weſen abhängſt. Empfinde, wie freundlich Gott iſt, wie ohnmächtig du ohne ihn biſt! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat ſey, was du im Leiblichen vermagſt; das kann noch Stolz ſeyn, der für Demuth gehalten zu werden wünſcht. Du kannſt es Gott zuſchreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Bruſt nähren, daß du es verdienſt, vielleicht vor andern durch eine gute Anwendung verdienſt. Zerſtöre dieſen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und ſcheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile ſchuldig biſt. Für die kleinern geſellſchaftlichen Freuden, die du aufopferſt, wirſt du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es ſich nicht von dem Geräuſche

räuſche irdiſcher Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kann der Chriſt zur Erbauung leſen? Wird er dadurch ſeine Erkenntniſſe nicht vermehren? Wird er ſich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befeſtigen? Und ſoll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forſche alſo an dieſem Tage in der Schrift, lies eine gute Umſchreibung und Erklärung derſelben; lies die Geſchichte der Religion. Wähle unter ſo vielen Predigten, die dich am meiſten rühren. Saurin, Mosheim, Jeruſalem, von Acken, Cramer,*) Schlegel, und andre, die ihnen zu gleichen ſuchen, ſind nicht dieſes Redner für alle Chriſten, für ſtarke und für ſchwache?

Nachdem Gellert ſeinen Vetter zum nützlichen Gebrauche des akademiſchen Unterrichtes hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741. nach Leipzig, ſowohl um die Aufſicht über ihn fortzuſetzen, als auch um ſich ſelbſt zum Dienſte der Welt noch geſchickter zu machen, ohne andre Ausſichten zu haben, als die ihm ſein Vertrauen zur Vorſehung, und ſeine Begierde, nützlich zu werden, zeigte. Ich hatte wenig, ſagt er ſelbſt, als ich Leipzig zum zweytenmale beſuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendi-

*) Die Pflicht eines Geſchichtſchreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu außerdem nur ein mäßiger Grad von Beſcheidenheit gehören würde.

wendigen mangeln laſſen. Ich erinnere mich, bey dem Anblicke dieſer geliebten Stadt gewünſcht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an dieſem Orte hinbringen laſſen möchte. Dieſer Wunſch iſt erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig ſtudiren zu können. Gellert hatte die Abſicht, Hofmanns Vorleſungen noch einmal zu hören; ſo groß war ſeine Achtung für dieſen Philoſophen, der aber einige Monate nach ſeiner Ankunft ſtarb. Von dieſer Zeit an beſchäfftigte er ſich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung ſeines eignen Geiſtes und der Erweiterung ſeiner Einſichten, wobey er ſich auch ſeiner natürlichen Neigung zur Dichtkunſt überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſtrebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Geſundheit genug, und konnte bey dem Hange ſeines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. Hätte ich, ſagte er, gelehrt ſeyn ſollen, ſo hätte ich ein Mosheim oder Erneſti werden mögen. Erneſti iſt nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen ſo weit erhoben, als Mosheim über andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft geleſen, oft laut geleſen und oft Stellenweiſe abgeſchrieben habe. Das Franzöſiſche lernte ich meiſtens durch eignes Leſen und Ueberſetzen. Keine Sprache iſt mir leichter geworden, als die Engliſche, die ich ſpäter lernte, als die übrigen,

von

von denen ich einige Kenntniß habe; die Urſache war, ich hatte einen freundſchaftlichen **Ebert** zum Lehrer darinnen. Weil er fühlte, daß es ſeinem Geſchmacke an einer gewiſſen Reiſe fehlte, ſo ſuchte er ihm dieſe Reiſe zu geben, um deſto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er ſeinen Geſchmack vornehmlich verbeſſert habe, antwortete er: Beſonders durch **Ciceros** Werke, durch den Zuſchauer, durch **Rollins** Art, die freyen Künſte zu ſtudiren, und in der Folge durch den Umgang mit **Gärtnern**, und mit meinen andern Freunden, den Verfaſſern der bremiſchen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute **Rollin**! Ich halte ſehr viel auf ihn. Außer dieſen Alten und Neuern las ich **Quintilians** Rhetorik und **Horazens** Dichtkunſt. So ſehr ich **Ovids** Leichtigkeit bewunderte, ſo konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu leſen; er iſt ſchön, und doch unreif. Ich halte das Leſen vornehmlich der Alten zum Geſchmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrſamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Leſen der alten Philoſophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher ſtolz als weiſe und gut machen kann. Ihre Sittenſprüche ſind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von ſelbſt vortrefflich werden könne. Der Verſtand freut ſich über die Tugend, die ſich der Menſch ſelbſt geben kann; aber das Gewiſſen widerlegt ſehr bald das ſtolze Syſtem, wenn das Herz verſucht, durch ſeine eigne Kraft, fromm zu werden. **Seneca** iſt Stellen-

weiſe oft meine Bewunderung geweſen. Las ich ihn im Zuſammenhange, ſo ward er mir nicht ſelten gleichgültig, und, las ich ihn einige Stunden nach einander, ſo gar ekelhaft. Gleichwohl war Seneca ein großes Genie; aber wo er klein iſt, wird er es durch die Einförmigkeit ſeines ausſchweifenden Witzes und durch ſeine ſo ängſtliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man ſollte die Alten hauptſächlich wegen ihrer meiſterhaften Geſchicklichkeit ſchön zu denken und zu ſchreiben preiſen; aber in den Lobſprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verſchwenderiſch oder behutſamer ſeyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket, bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und ſchläfrige Art ihres Vortrages uns ſchon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Chriſtenthums an, ohne doch aus Gründen des Chriſtenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derſelben, wenn wir ſie gelehrt ſtudiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das Syſtem aus eignen Kräften faſſen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerſtehen wir der Kraft, die uns ändern ſoll, bloß dadurch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen ſoll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlaſſen ſo viele junge Leute das Gebet, gutgeſinnte junge Leute, wenn ſie nicht heimlich glauben, daß ſie ſich ſelbſt zur Tugend genug ſind? Es

iſt

iſt eine elende Scham, wenn man ſich einer hö-
hern Hülfe ſchämet. Sie wollen dem Geiſte Got-
tes, der unſer Herz ändern und heiligen muß, dieſe
Ehre nicht laſſen, um ſie ſelbſt zu verdienen, rich-
ten das Reich einer eiteln Selbſtzufriedenheit in
ſich auf, glauben, ſich beherrſchen zu können, fal-
len in Sicherheit und daraus in Laſter, die der
Jugend ſo gefährlich ſind. Wollte Gott, man
lehrte uns in den frühen Jahren des Lebens die
Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns
auf das Göttliche und Liebenswürdige, das ſie hat,
und lehrte uns, daß wir eben dieſe Religion, wie
unſer Verſtand fortwächſt, auch fortſtudiren, und
ihre Wahrheiten zu beſtändigen lebendigen An-
trieben machen müſſen, unſer Herz zu beſſern, und
ohne den Gehorſam gegen ihren Willen keine wah-
re Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr
Licht unſern Verſtand in allen Verhältniſſen des
Lebens das ſehen laſſen, was unſre Pflicht und un-
ſer Glück iſt. Wir würden einſehen, daß dieſes
Leben eine Uebung auf die Ewigkeit ſeyn müſſe;
daß es ohne Ewigkeit ein Räthſel und ein Nichts;
daß der Glaube an einen göttlichen Erlöſer die
größte Hoheit des Herzens, die ganze Summe der
menſchlichen Glückſeligkeit und die Weisheit des
Himmels ſey; daß der, ſo nicht glauben will, eben
der Vernunft entſagen muß, auf die er ſo gern
ſtolz ſeyn möchte. Hätten dieſe Geſinnungen und
Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geſchla-
gen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns
die Alten, die den menſchlichen Geiſt ſo ſehr ver-

 ſchönern

ſchönern können, nie ſchaden; ſie würden uns nur nützen; der gute Geſchmack, den wir ihnen zu danken hätten, und die Gelehrſamkeit, die wir aus dieſen Quellen ſchöpften, würde eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch ihre Gefälligkeit, den Stolz des menſchlichen Verſtandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden.

Ohne ſich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulaſſen, ſieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung ſeines Verſtandes und ſeiner Einſichten, ſondern, was eines jeden Menſchen vornehmſte Sorge ſeyn ſollte, eben ſo eifrig auf die Verbeſſerung ſeines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet, und daher kömmt es, daß alle ſeine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geiſter von den edelſten und ſchönſten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Leſern und auch von ſich ſelbſt früher oder ſpäter zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig geweſen, als die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes erſchienen. Der Geſchmack iſt in Deutſchland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag alſo itzt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, ſo iſt doch gewiß, daß ſie eine unerwartete und zugleich nützliche Erſcheinung waren, Deutſchland in Bewegung ſetzten, und zur Ausbreitung der Luſt zum

Leſen

leſen angenehmer und nützlicher Schriften viel beytrugen. Gellert ließ ſich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verſchiedenen proſaiſchen Abhandlungen in dieſe Monatſchrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfalle geleſen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitſchriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurden, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wiſſen, mit welcher Strenge er dieſe erſten öffentlichen Verſuche ſeines Geiſtes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbeſſerung würdig geachtet, wiewohl ihm auch dieſe liebenswürdige Härte gegen ſeine eignen Arbeiten feindſelige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten ſie ſo viele ſichtbare Schönheiten, daß er, gleich ſeit ſeiner erſten Erſcheinung unter Deutſchlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. In jedem neuen Stücke ſah man zuerſt nach, ob eine Fabel oder Erzählung von Gellerten darinnen wäre. Ueberall las man dieſe, las ſie wieder, und wußte ſie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts geſucht, nichts ſtudirt zu ſeyn ſchien, der ſanfte, unſchuldige, menſchenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen, und beſſern wollte, der, ohne zu beleidigen, ſcherzte, nie mit Bitterkeit lachte, ſondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte ſo viel Anziehendes, daß der Beyfall, den

man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den älteſten Zeiten her für die angenehmſte Sprache der Weisheit gehalten worden ſind, um ſo viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß ſie ihm glücken, und zugleich ihn ſeinem Vaterlande werth machen würden.

Um dieſe Zeit errichtete er mit Johann Elias Schlegeln, deſſen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundſchaft. Dieſe gründete ſich auf die Talente und moraliſchen Vorzüge dieſes Dichters, der zuerſt die tragiſche Muſe nach Deutſchland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er Gellerts beſtändiger Umgang, eben ſo bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieſer ſelbſt hochgeachtet zu werden wünſchte, ſo konnte er doch andrer Gaben und Verdienſte über ſich erhaben ſehen, oder er ſchätzte ſie vielmehr allezeit höher, als die ſeinigen. Dieß beweiſt die Schilderung, die er ſelbſt von ſeinem geliebten Freunde und von ſeinen Brüdern entworfen hat So bald ich Johann Elias Schlegeln kennen lernte, ſagte er, *) waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrſamkeit, Critik und Genie; damals und ſtets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer ſehr gefallenden Bildung, und einer Luſt zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die ſchönen Wiſſenſchaften

*) Unvollſt. Nachr.

ten waren ſeine Freude und ſein Fleiß. Gleichwohl ſollte er nach dem Verlangen ſeines würdigen Vaters ſich zum Juriſten geſchickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber ſeinem Vater zu gefallen, zwang er ſich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb ſie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf ſich einer öffentlichen Prüfung ſeiner juriſtiſchen Kenntniſſe, und Rechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihn aus Bewunderung derſelben zu einer öffentlichen Unterſtützung verhelfen, um die höchſte Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr iſt es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig iſt und Geiſt hat, in kurzer Zeit mit ſeinem Fleiße in den höhern Wiſſenſchaften mehr, als glaublich zu ſeyn ſcheint, ausrichten kann. Die Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße geleſen, und las ſie noch, Er verſtand zugleich die franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache gut, kannte die beſten Schriftſteller darinnen, und hatte dieſe Kenntniſſe ſich faſt ganz allein zu danken. Da er bey ſeinem Vetter, Spener, dem ſächſiſchen Geſandten an dem däniſchen Hofe, als geſandtſchaftlicher Sekretair gebraucht werden, und zu dieſer Abſicht franzöſiſch ſowohl gut zu reden als gut zu ſchreiben wiſſen ſollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides ſo gut, daß ihn dieſer als einen ſeiner geſchick-

teſten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszuſetzen; darauf aber gieng er meiſtens einen Tag herum, ohne ſich zu beſchäfftigen, und erholte ſich in Geſellſchaften. Schlegel ſtritt von Herzen, wenn man ſeine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, beſſer, als ſein Kunſtrichter zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geändert. In ſeinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerſpiele war ihm eine ſehr angenehme Beſchäfftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft faſt ganz proſaiſch aufzuſetzen. Ich weis niemanden, der dieſen Mann gebildet hätte; ſein eignes Genie und Leſen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue, denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernſthaft, lagen tief in ſeiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und ſeine Habichtsnaſe gaben ſeinem Geſichte ein eben ſo edles Anſehen, als ſein beredtes Auge daſſelbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungeſtüme faſt ſo oft er ſie ſah. Für das ſchöne Geſchlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenſchaft geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und ſeine Geliebte hätte ſeine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt,

ſo würde er dieſe Neigung der Liebe gegen ſie, wie reizend ſie auch geweſen wäre, vorgezogen haben. Er las ſeine Verſe gern vor, um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er ſie nicht zum Beſten. Ich gieng in ſeiner Geſellſchaft ſeinem Bruder, Johann Adolph, als er aus der Pforte nach Leipzig kam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieſer gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch iſt dieſer Schlegel ein Freund von mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichſte Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bruder, den er nicht lange in Leipzig genoß, ſtarb in Soroe, wo er bey der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem Beyfall gelehrt hatte. Ehre denſelben, junge Nachwelt, und lerne von ihm; denn er lernte von den Alten! Der vierte Schlegel, Johann Heinrich, in Dännemark an der Univerſität in Kopenhagen, würde ſeine Brüder an Güte des Herzens übertreffen, wenn es möglich wäre, ſie daran zu übertreffen. Seine Frömmigkeit und das Liebenswürdige ſeiner Sitten erheben ihn ſo ſehr als ſein Verſtand, ſeine Gelehrſamkeit und ſein großer Fleiß. Auch der Jüngſte iſt aller ſeiner Brüder würdig, und nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das Herz, das dieſer hat, das oft unter einer ernſten Miene verborgen liegt und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, iſt doch das empfindlichſte und gewiſſenhafteſte Herz. Er wollte durchaus, gleich allen meinen Freunden, in ſei-

nen Arbeiten und Sitten getadelt ſeyn; eine herrliche Eigenſchaft eines Jünglings! Er tröſtete mich oft in meinen hypochondriſchen Stunden! Alle dieſe fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leipzig ſtudirt, und viere davon, welche Ehre ſind ſie dieſen Schulen! Denn obgleich der Aelteſte, der ſich bloß den Rechten gewidmet hatte, ſeiner Kenntniſſe und ſeines Herzens wegen ein hochachtungswürdiger Mann war, ſo hatte er doch nicht die Talente ſeiner Brüder. Aus einem Hauſe vier ſo vortreffliche Geiſter! Blühe du Geſchlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen; nie an Beförderern des Geſchmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtſchaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf ſeinen Nachkommen, wie er ſo ſichtbar auf ſeinen Söhnen ruht!

So voll war Gellerts Herz von ſeinen Freunden, ſo rührend die Zärtlichkeit, womit er ſie liebte. Seine Seele ergoß ſich in ihr Lob, wenn er von ihnen ſprach, in ſeinen Briefen, in ſeinen Geſellſchaften, in ſeinen Vorleſungen. Immer wünſchte er, ſie von andern eben ſo hochgeachtet und geliebt zu ſehen, als er ſelbſt ſie ſchätzte und liebte, und er ſchätzte und liebte ſie vornehmlich moraliſcher Vorzüge wegen. Wo er dieſe entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde ſogleich ſein ganzes Herz entzündet. Seine Freundſchaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entſprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe

zur

zur Religion und Rechtſchaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen, und mitleidiger kann keine Bekümmerniß ſeyn, als die ſeinige war, ſo oft er mit Menſchen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in ſeiner Macht ſtand, ſie zu beſſern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach ſeiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieſer Art bekannt, der, wie man zu ſagen pflegte, im Grunde kein böſes Herz hat, von der Wolluſt aber zur Freygeiſterey verleitet, und von dieſer zu Ausſchweifungen hingeriſſen worden war, die ſowohl ſeine Geſundheit als ſeine irdiſche Wohlfahrt zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben ſo ſchmerzlichen als ekelhaften Krankheit fehlte es ihm ſowohl an Gemüthsruhe und Troſt, als an Mitteln, ſein äußerliches Leiden ſich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger ſelbſt ihrem Körper nöthigen Gelaſſenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten ſeine Qualen, und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünſchungen ſo ſtrafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wider ſich und wider die Vorſehung ausgeſtoßen hätte. Gellert, von den ſchrecklichen Schmerzen ſeines Körpers, noch mehr aber von dem Elende ſeiner Seele gerührt, wünſchte ein Werkzeug ihrer Errettung zu werden. In dieſer

Abſicht

Abſicht ſuchte er ſich zuförderſt ſeiner Liebe zu verſichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernſtlichen Mitleide gegen ſein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch ſein Herz wider die Religion ſo feindſelig geſinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, ſondern floh, ſo nahm er ſich vor, ſein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Abſicht zu haben ſchien, ſeine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl ſeiner Krankheit zu erleichtern. In dieſer Abſicht that er alles, was er nach ſeinen Umſtänden thun konnte, und ſammelte, mit aller Schonung ſeiner äußerlichen Ehre, bey ſeinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzuſtehen, welche ſeine Seele zur Ruhe und zu einem gelaſſenen und ernſtlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen, was ſeine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten ſeine Schmerzen zu beſänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in ſeinem Auge, welches Unglückliche ſo leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in den ſeinigen. Das Herz des Kranken wurde nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen ſo dienſtfertigen und mitleidigen Freund die ungeſtüme Heftigkeit ſeiner Ungeduld, **Gellerts** Betrübniß zu ſchonen, und da es ſich erſt gegen die Freundſchaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begann daſſelbe nach und nach empfindſamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es **Gellert** mit einer zärtlichen

Vorſicht

Vorſicht und Behutſamkeit aufmerkſam zu machen ſuchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernſthaften Beſtrebungen, ſeine Verzweiflung zu mäßigen, ſeinen Lippen Gewalt zu thun, und der ſchrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, ſich zu enthalten. Endlich ließ er ſeinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, ſich vor Schmerzen zu vergeſſen, ſondern bat ihn auch um dieſe ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und ſein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verſpottet; nun ſehnte er ſich nach ihrem Unterrichte und Troſte. Seine Gelaſſenheit und Geduld nahm mit ſeinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen ſchien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm ſchmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Geneſung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert ſollte die Freude haben, ſeine Beſſerung noch mehr zunehmen zu ſehen. Er verließ denſelben ſo wenig, als es ihm nur ſeine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte ſich, eben ſo ſehr die Empfindung ſeiner Unwürdigkeit und einen ernſthaften Abſcheu an ſeinem vorigen Leben, als die Hoffnung ſeiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebeſſerte Kranke war indeß ſeinem Tode näher gekommen, als ſein für ſeine Seele ſo beſorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; die-

ſer ward plötzlich ſchwächer, ergriff die Hand ſeines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und ſtarb. Gellert von ſeinem ſchnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er ſah, rief um Beyſtand, entfernte ſich aber, als er ſah, daß es hier ſeiner Hülfe nicht mehr bedurfte, mit zitternder Freude aus dem Hauſe, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unſterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man ſieht aus dieſer Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückſeligkeit der Menſchen gearbeitet haben würde, wenn ihm die Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit erlaubt hätte, ſeinem Wunſche nach einem Predigtamte oder Schulamte zu folgen. Noch hatte er über kein ſieches Leben zu klagen; aber ſo geſund war er auch nicht, als man in ſeinen Jahren zu ſeyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen feſtgeſetzten und beſtimmten Arbeiten eine zuverläßige und beſtändige Geſundheit nöthig iſt, wenn ſie ihre Abſicht genug erfüllen ſollen, ſo beſchloß er, ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundſchaftliche Verbindung mit ihnen zu ſetzen hoffte, damit er den Menſchen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unſterblichkeit begieriger Geiſt am liebſten zu nützen wünſcht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend

giebt

giebt es glückliche Umwege zum menſchlichen Herzen. Auf dieſen wollte ſie Gellert dahin führen, oder ſie in der Herrſchaft, die ſie etwa ſchon über gute junge Gemüther haben möchten, befeſtigen, obgleich dieſes nicht der Erſte ſeiner Endzwecke zu ſeyn ſchien. Er ſetzte ſich vor, ihren Geſchmack zu bilden, aber auf eine ſolche Art, daß ſie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geſchmacks. In dieſer Abſicht erwarb er ſich die Freyheit auf der Akademie 1744. und 1745. öffentlich zu lehren, nach der Gewohnheit der Univerſitäten erſt durch die Annahme ihrer höchſten Würde in den freyen Künſten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poeſie der Fabeln und der vornehmſten Fabeldichter. Die Geſchicklichkeit und Kunſt zu unterrichten hatte er ſich bereits erworben. Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreiſtigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermeſſenheit noch Unverſchämtheit genannt ſeyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einſicht und Geſchicklichkeit, die ein Lehrer haben ſollte, zu entziehen; die aber denſelben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtſame Beſcheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte Gellert nicht allein durch akademiſche Vorleſungen, ſondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poeſie zu ſeyn ſchienen,

nen, worinnen er die meiſte Stärke hätte, ſo arbeitete er, als die erſten Stücke der bremiſchen Beyträge 1745. herauskamen, ganz in der Stille an den ſeinigen, um ſeine Freunde auf eine angenehme Art zu überraſchen. Seine erſten Verſuche von Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche ſo viele Schriftſteller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie denſelben gegeben haben würden, wenn ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt ſie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. Gellert kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur ſeltnen Mißtrauens dieſer Art. Er las ſeine Fabeln ſeinem Freunde Gärtner vor, und dann erſt der ganzen Geſellſchaft ſeiner übrigen vertrauten Freunde. Dieſes geſchah nicht lange nach der erſten Einrückung der preußiſchen Kriegsvölker in Sachſen. Er verlangte eine genaue und ſtrenge Beurtheilung ſeiner Arbeit von ſeinen Freunden. In dieſer freundſchaftlichen Beſchäfftigung ließen ſie ſich auch dadurch nicht ſtören, daß zu eben der Zeit ſeine Wohnung, wo ſie in dieſer friedlichen Abſicht ſich verſammelt hatten, von einigen preußiſchen Officieren durchſucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General Sibylsky daſelbſt verſteckt seyn möchte.

Unter ſeinen damals verfertigten Erzählungen iſt die Schilderung einer Betſchweſter beſonders merk-

merkwürdig. Dieſe hatte ihn auf die Gedanken gebracht, ſeine Gaben zu den Werken des Geſchmacks auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, um dieſe Art des öffentlichen Vergnügens moraliſcher und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich ſchon Johann Elias Schlegel ſeinen geſchäfftigen Müßiggänger und ſeine Pracht von Landheim in dieſer Abſicht gearbeitet hatte, ſo waren doch dieſe beiden Stücke noch nicht gedruckt. Gellert ſchrieb alſo ſeine Betſchweſter, und überließ ſie ſeinen Freunden, auf ihr Erſuchen, zur Bekanntmachung in den bremiſchen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche des Luſtſpiel veranlaßt hatte, unterdrücken ſollte. Seine Freunde ſollten dieß entſcheiden, und dieſe waren der Meynung, daß dieſelbe eben ſowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieſes Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verurſachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewiſſe Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey ſie nichts Anſtößiges finden würden, wenn dieſelben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieſer Zärtlichkeit, wenn ſie noch unſchuldig und nicht ſelbſt eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit iſt, in dieſer Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwider geweſen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit und ſollte ſich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottſeligkeit bloß im

Aeußerlichen, oder in einer ausſchweifenden Nachahmung ihres Aeußerlichen ſuchen, einem ernſtlichen Mißfallen und Abſcheue daran Preis gegeben zu ſehen? Gellert hatte gewiß bey ſeiner Arbeit dieſe Abſicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur ſeine Erklärung darüber in der Vorrede zu ſeinen Schauſpielen leſen. Es bedarf hier keiner Unterſuchung über die Sittlichkeit des Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieſes öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten faſt zu einem Bedürfniſſe geworden iſt. Neuere Philoſophen, als Rouſſeau und Alembert, und auch neuere Gottesgelehrten ſagen ſowohl für das Theater, als wider daſſelbe ſo viel Unbeſtimmtes, wodurch die Entſcheidung mehr erſchwert als erleichtert wird, daß man ſich eine allzulange Ausſchweifung erlauben müßte, wenn man die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht ſetzen ſollte. Es mag ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, was getreue Zeichnungen guter und böſer, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauſpielhauſe auf die Zuſchauer oder im Leſen auf die Leſer für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verſchiednen Zuſtand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag ſchwer ſeyn, aus dieſer Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müſſen, wofern ſie nicht allein vergnügen, ſondern auch nützlich werden wollen. Auch iſt es ſchwer zu entſcheiden, wie ſehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die

Kunſt der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorſtellung ſelbſt den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Böſen, des Häßlichen, des Verabſcheuungswürdigen, des Strafbaren, und des lächerlichen zum Vortheile einer wahren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle, Schöne und Liebenswürdige machen ſollte. Man kann überdieß mit keinem philoſophiſchen, oder theologiſchen Machtſpruche beſtimmen, was das Theater durch die Verſchuldung der Dichter, oder ohne dieſelbe für Wirkungen auf die Leidenſchaften der Menſchen haben; was es dieſen für neue Geſtalten oder Wendungen geben könne. Das aber iſt gewiß, daß ſowohl die Theologen, als andere, welche Chriſten ſind, oder ſeyn wollen, ſich in dieſer Sache keinen Ausſpruch anmaßen müſſen, ehe ſie ſich wohl geprüft haben, ob ſie auch alle zu dieſem Richteramte nöthigen Einſichten beſitzen; denn es iſt ſehr bedenklich, über die Moralität ſolcher Vergnügungen, deren Unſchuld doch unter gewiſſen Vorausſetzungen und nach einem gewiſſen Ideale von ihnen ſelbſt eingeſtanden wird, in einem entſcheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nöthigen Einſichten, ſo können dergleichen Urtheile ſehr leicht ſchief gerathen, und zu eben ſo ſchiefen und anſtößigen Gegenurtheilen Gelegenheit geben. Können ſich aber wohl diejenigen darauf einlaſſen, die, wenn ſie auch ihre Moral wiſſen, doch vielleicht von den Werken des Geſchmacks, und ihren Wirkungen auf die menſchliche

 Seele,

Seele, von der Verbindung, worein ſie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieſer Verbindung, und von der Harmonie einer an ſich unſchuldigen Beluſtigung des Witzes mit der Tugend nicht genug beſtimmte Kenntniſſe haben? Fehlt es ihnen an dieſen, ſo gehen ſie am ſicherſten, wenn ſie für ihre Nebenmenſchen ſich auf den allgemeinen Rath einſchränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beſte zu wählen, und bey dem Genuſſe derſelben darauf zu ſehen, daß ſie ihre eigne Unſchuld bewahren und von keiner unmoraliſchen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche ſie nicht gleichgültig ſeyn dürfen, angeſteckt werden mögen, weil ſie ſonſt durch ihre Unfähigkeit, beſtimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, ſich der Gefahr bloß ſtellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen beſſern moraliſchen Ausſprüche zu veranlaſſen. Gellert ſelbſt hatte bey ſeinen theatraliſchen Arbeiten gewiß die Abſicht, am Laſter Abſcheu, an Fehlern und Thorheiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorſtellung zu empfehlen und den Menſchen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben ſo ſehr als dem Witze gefallen; man kann alſo ſeine Schauſpiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anſtößig finden, wenn es auch nicht ſchwer ſeyn ſollte, beſonders in der Betſchweſter, einige Züge, die etwan eine ängſtliche Bedenklichkeit hinweg wünſchen könnte, auszulöſchen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er

mit

mit Wahrſcheinlichkeit einige Anſtößigkeit von dieſem Stücke befürchtet, ſo würde er daſſelbe gewiß vor dem Drucke eben ſo willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch ſeine Arbeiten waren, als er eine in Abſicht auf die Poeſie ſchöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Anmerkung machte, daß ſie einigen Leſern zu frey vorkommen und dem moraliſchen Nutzen ſeiner Fabeln ſchaden könnten. Jedoch dieſe Geſinnungen ſeines Herzens können nicht unbekannt ſeyn. Gleichwohl fanden ſich in den ſpätern Jahren ſeines Lebens Männer, welche ihn aus guter Abſicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwiſſenheit in dieſer Materie, in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieſer Art leicht ängſtlich werden. Er bat Männer von Einſicht und Frömmigkeit, weil er dem Ausſpruche ſeines eignen Gewiſſens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er ſich auch wohl Vorwürfe über ſeine Betſchweſter zu machen hätte; er wünſchte auch wirklich mit großem Ernſte, ob ſie ihn gleich mit ſehr guten Gründen zu beruhigen ſuchten, daß er dieſelbe nicht geſchrieben haben möchte. Er würde ſogar dieſes Luſtſpiel noch vertilgt haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieſes Stückes, ſondern aller ſeiner Schauſpiele, den ſie als Werke des Geſchmackes haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß ſie nicht ſowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens beſtimmt waren, daß überdieß

 nicht

nicht die Sphäre eines bearbeiteten Gegenſtandes, ſondern die glückliche Bearbeitung ſelbſt den Werth davon beſtimmt. Dieß iſt der Standpunkt, aus dem ſie beurtheilet werden müſſen; denn die Höfe hatten damals ſo wenig als itzt ein deutſches Theater. Die Charaktere ſeiner Luſtſpiele ſind nicht aus einem fremden Himmelsſtriche auf deutſchen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantaſie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, ſondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz geſehen zu haben glaubt, weil ſie der allgemeinen Beobachtung ſich nicht ganz entziehen können, nicht ſo leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumiſcht, leichter gefallen und länger unterhalten: ſo wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meiſterhand ſeyn mußte, welche dieſelben ſo zu ſchildern und in einem ſolchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leſer und Zuſchauer eben ſo damit beſchäfftigt werden, als wenn ſie von ihren zum erſtenmal geſehen und beobachtet würden, da er zumal ſeinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er ſagt, weil er ſelbſt mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in ſeinen Komödien könnte weniger periodiſch ſeyn; allein dieß Periodiſche, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu ſeyn ſcheint, iſt vielleicht nicht fehlerhafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komiſche gewinnt

winnt durch einen Fehler ſo wenig, als durch den andern.

Nachdem ſein erſtes Luſtſpiel gedruckt worden war, ließ er auch den erſten Band ſeiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutſchland, welches nun erſt zu einem beſſern Geſchmacke gebildet und gewöhnt wurde, ſondern auch unter den Nationen, die ſchon der Empfindung des wahren Schönen in dieſen Gedichten gewohnt waren und darum von dem Werthe ſolcher Werke ſicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verſchiedne Ueberſetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale blieben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutſchen Dichters mit einem Lobe, das um ſo viel mehr bedeutender war, je zurückhaltender ſie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle es gegen unſre Nation geweſen ſind. Dieſe Gedichte haben ſo unſtreitige und ſo ſichtbare Vorzüge, daß man ſie, wenn Jtztlebenden ein ſolches Urtheil erlaubt werden kann, beſtändig zu den klaſſiſchen Werken unſrer Nation zählen wird. Noch immer gehören ſie zu den angenehmſten Unterhaltungen einer ſich zu einem guten Herzen und Geſchmacke bildenden Jugend; noch haben ſie den Beyfall eines Geſchlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach ſeinem Gefühle ſicherer, als das unſrige nach Aeſthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute Mütter ſie ihren ſich zum Ge-

ſchmacke bildenden Töchtern; noch würde ſich auch der mürriſche Weiſe ſchämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu ſprechen. Die Wahl und die Erfindung des Innhalts, die Abſicht, die Ausführung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verſtande, dem Herzen, und dem Geiſte des Dichters Ehre. Er erhebt ſich nie ſo hoch, daß er nur von dem ſcharfſinnigern und gelehrtern Theile der Menſchen geſehen werden könnte; er ſchwebt aber auch nie ſo nahe an der Erde hin, daß er von ihnen überſehen zu werden verdiente. Im Schmucke ſeiner Erzählung herrſchet eine weiſe und überlegte Mäßigung, eine Schönheit, welche gefällt, ohne lange vor dem Spiegel geſeſſen zu haben, allezeit beſcheiden, zuweilen aber auf eine angenehme Art nachläßig; nicht eben aus buleriſcher Zuverſichtlichkeit zu ihren Reizungen, ſondern, ohne es doch ſelbſt zu wiſſen, aus einem geheimen Gefühle, daß ſie keiner auſſerordentlichen Sorgfalt in ihrem Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und vielleicht auch unter der unſrigen, Kunſtrichter, (zum wenigſten wollen ſie dafür gehalten ſeyn) welche für die Größe eines jeden Geiſtes ihren Maasſtab haben, und jedem ſinnreichen Werke neben und unter andern ſeinen von ihren Einſichten und Leidenſchaften beſtimmten Rang mit einem ſo entſcheidenden Anſehn anweiſen, als wenn ihnen dieſes Geſchäffte vom Geſchmacke ſelbſt aufgetragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß beſteht darinn, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine

eine oder die andere Stelle heraus hebt, ſie mit ähnlichen Stellen andrer Dichter vergleicht, dieſem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, ſich dann auf den Dreyfuß ſetzt, und ſein Urtheil ausſpricht; eine Kunſt, die mit Circens Zauberſtabe viel Aehnlichkeit zu haben ſcheint; denn nach ſolchen Orakeln ſollte es nicht ſchwer ſeyn, einem Homer ſeinen Sitz neben dem Chapelain, und einem Phädrus den ſeinigen neben Stoppen anzuweiſen. Ueberhaupt ſind ſolche Ausſprüche, beſonders wenn es Lobeserhebungen ſind, nicht viel beſſer, als die Urtheile der holländiſchen Blumiſten, die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder der Schönheit erklären, weil ſie einen Strich von Farbe haben, welchen andre in ihrer Art eben ſo ſchöne Blumen nicht haben.

Wie empfindlich Gellerten ihr Tadel geweſen ſeyn würde, läßt ſich itzt nicht entſcheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das Ziel geweſen ſeyn, nach welchem er geſtrebt hätte. Mein größter Ehrgeiz, ſagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schleſien, beſteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten in engerm Verſtande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigſte Mann von geſundem Verſtande iſt mir würdig genug, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſuchen, ſein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu ſagen, und edle Empfindungen in ſeiner Seele rege zu machen. Ein

ſo menſchenfreundlicher Dichter konnte ſich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachſen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm ſeine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor ſeine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der ſo ſchöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entſchuldigungen ſeiner Freyheit erſuchte, ſeine Ladung Brennholz zum Merkmaale ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Ariſtoteles ſtudirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz ſo viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Urſache hatte, ſich darüber zu freuen, als er ſich den Vorwurf kränken laſſen durfte, daß er ſich La Fontainen zum Muſter genommen hätte. Man will, ſagt er, *) daß ich La Fontainen nachgeahmt habe; ich aber ſage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den erſten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademiſche Probeſchrift beweiſt es. Ich hatte vorher einige ſeiner Fabeln nicht ohne Mühe geleſen; aber nicht geleſen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um dieſe Zeit meine Kenntniß des Franzöſiſchen nicht ſo groß, daß ich alle Schönheiten eines ſo feinen Dichters hätte bemerken können. Ich bin kein La Fontaine; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht geleſen habe, ehe ich meinen

*) Unvollſt. Nachr.

nen Geſchmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geſchmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunſt im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das ſtolze Wort brauchen darf, eine gewiſſe Begeiſterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieſes war beſonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunſtgerechter Kenner zu ſeyn, und, (hier hätte Gellert ſich mit La Fontainens Beyſpiele tröſten können;) zuweilen empfand ich es, ohne zu wiſſen, daß es das wahre Schöne war. Dieſes iſt meine Kunſt geweſen. Ich hatte kritiſche Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn ſie überzeugten mich. Ich beſſerte unverdroſſen; ich war ſo klug, nur für Kluge ſchreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweiſen; ſie würden, ich geſtehe es, oft mehr werth ſeyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen geſucht hätte.

Noch vor der Ausgabe des erſten Bandes ſeiner Fabeln hatte er bereits 1746. ſein zweytes Luſtſpiel, das Loos in der Lotterie, ein poetiſches Schäferſpiel, Sylvia und das Orakel, verfertiget, dennoch war dieß ſeinem Fleiße nicht genug. Die Deutſchen hatten noch kein Original eines erträglichen moraliſchen Romanes. Die Franzoſen beſitzen zwar einen Ueberfluß von erdich-

teten

teten Geſchichten, welche ſowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt ſind, um in den Stunden der Langeweile müßigen Leſern zu einer angenehmen Beluſtigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen ſuchen durch die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entſpringt, wenn ſie die Geſtalt der Geſchichte und den Reiz der Wahrſcheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenſchaften zu beſſern, ſondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können ſich von dem Geiſte der irrenden Ritterſchaft, und einer gewiſſen dem Herzen nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftſteller von dieſer Art finden einen Ueberſetzer und Verleger, und müſſen einen um ſo viel größern Einfluß auf die Nation haben, die ſie lieſt, je begieriger und häufiger ſie geleſen werden. Gellert wollte alſo einen Verſuch machen, ob er dieſen ſo anziehenden Werken des Geſchmacks mehr Ernſt, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und ſchrieb 1746. ſeine ſchwediſche Gräfinn. Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finſtres haben, und verrieth ihn nicht eine gewiſſe Art des Ausdrucks und der Erzählung, ſo ſollte man kaum glauben, daß ſeine Fabeln und die ſchwediſche Gräfinn Werke von Einem Verfaſſer wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, iſt das beſtändige Gepräge ſeiner Arbeiten, und dieſes läßt ſich auch hier nicht verkennen;

eine

eine billige Critik wird alſo den erſten Originalverſuch in dieſer Gattung ſinnreicher Werke mit Nachſicht beurtheilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach ſeiner Zeit darinne berühmt und unſterblich geworden ſind.

Schon um dieſe Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in ſeinem ganzen Leben ſo viel erlitten hat. Bey aller vorſichtigen Enthaltung von Speiſen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in ſeinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt, weder die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geiſtes zu verſäumen, wurde dennoch ſeine Geſundheit in ſeinem männlichen Alter nicht beſſer. Viele Tage ſeines nützlichen Lebens waren ſchon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die erſten ſchmerzlichen Empfindungen ſeines Uebels gelaſſen zu ertragen, und ſich von der Furcht eines ihm bevorſtehenden ſiechen Lebens nicht niederſchlagen zu laſſen. Um ſich aufzumuntern und zu tröſten, nahm er ſeine Zuflucht zur Religion, beſtrebte ſich, den Troſt, mit dem ſie ein ſchmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und ſein menſchenfreundliches gegen fremde Noth ſo empfindſames Herz bewog ihn, die aus dieſer Quelle geſchöpften tröſtenden Vorſtellungen, in ſeinen Troſtgründen wider ein ſieches Leben, 1747. auch andern mitzutheilen. Man nahm ſie mit einem gleichen Beyfalle, als ſeine übrigen Arbeiten, auf, überſetzte ſie in verſchiedne

ſchiedne Sprachen, und Formey in Berlin erweiterte ſie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Troſtgründen iſt ein Gemälde, zu dem er die meiſten Züge von ſich ſelbſt genommen hat, und dieſes muß um ſo viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden iſt, mit denen er ſchon faſt täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber ſie konnten ſeinen Eifer, der akademiſchen Jugend durch ſeinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht ſchwächen. Er wußte ſich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche ſeines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spaziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölz des Roſenthals erquicket, ſo arbeitete er zu ihrem Nutzen und Vergnügen an ſeinem Schreibpulte, ſammelte, vermehrte und verbeſſerte ſeine Luſtſpiele, die er 1747. in einem Bande zuſammen drucken ließ, und gab der Welt zugleich 1748. einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu dieſen bekannte er mit einer beſcheidnen Offenherzigkeit ſein Vergnügen über die günſtige Aufnahme des erſten Theils. Ich weis, ſagt er, für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu ſeyn, als durch ein offenherziges Geſtändniß meiner Freude darüber. Man muß das ſtolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, unruhig fühlen; man muß oft in Furcht geweſen ſeyn, dieſe Ehre nicht zu verdienen; man muß ſich aller der Bemühungen, durch die man ſeinen Schriften das Leben gab, aller der

Aen-

Aenderungen und Verbeſſerungen derſelben, die oft mehr Arbeit koſten, als das Ganze, und auch aller der Stellen und Einfälle bewußt ſeyn, die man aus Furcht, ſie möchten für die Welt nicht ſchön genug ſeyn, mit widerſtehenden Händen wegſtrich, wenn man wiſſen will, was ein kluger Beyfall für eine ſchätzbare Belohnung, was dem Dichter ſchon eine zufriedne Miene, womit ſich ein verſtändiger Leſer bey dieſer oder jener Stelle glücklich aufhält, für ein Lobſpruch und ein Beweis iſt, daß man die Natur nicht verfehlt, und bey ſeiner Munterkeit die Ruhe des Wohlſtandes und der Erbarkeit nicht geſtört habe. - Werde ich aber auch, fuhr er fort, was ich durch den erſten Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieſes nicht für eine ſtolze Demuth; allein man ſchließe auch aus meiner Furchtſamkeit nicht auf ein böſes Gewiſſen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die erſten gekoſtet haben, und man wird ſelten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Nach dieſem Geſtändniſſe ſeiner Empfindungen entdeckt er die Urſachen ſeiner Frage, ob er mit dieſem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem erſten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunſtrichter ſehr unterrichtende Weiſe. Die Welt hat für ihn entſchieden, und die Nachwelt wird die Entſcheidung beſtätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den erſten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht

weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erhöhen können, ſie noch übertreffen. Vielleicht ſcheint in dieſem Urtheile die Sprache der Freundſchaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geiſtes, die im Ganzen ſchön und ſo ſichtbar beſtimmt ſind, die Menſchen zugleich zu ergötzen und zu verbeſſern, kann kein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke ſeines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu ſprechen, ſie ihres Ruhmes berauben zu wollen, und ſich ein Verdienſt daraus zu machen, oder eine kritiſche Größe darinnen zu finden, dazu ſcheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtſchaffene in die Seele deß, der ihn hat, erröthen muß; vor dem aber niemand mehr erröthen ſollte, als wer ſich deſſen ſchuldig weis. Die beſten Werke haben ihre ſchwachen Seiten, haben Flecken; vor dieſen muß man warnen; dieſe zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geiſt erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geiſter, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen ſie, und vornehmlich verdient ſie der gute Gebrauch derſelben. Wenn man dieſe aus den Augen ſetzt, ſo vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menſchlichen Geſchlechte ſelbſt ſchuldig iſt, deſſen Freund niemand mehr ſeyn konnte, als es Gellert war.

Ungefähr ſieben Jahre lang lebte er mit ſeinen vertrauten Freunden, den Verfaſſern der

Beyträge in einer Verbindung, die ſowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Geſinnungen, Gaben, Abſichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinſchaftlichen Freundſchaft nur ſelten möglich iſt. Nunmehr waren ſie faſt alle von einander getrennt. Zachariä, Gieſeke und Klopſtock hatten Leipzig verlaſſen; Conrad Arnold Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert nach Braunſchweig, Cramer nach Cröllwitz, und Johann Adolf Schlegel nach Pforta gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in ſeines Freundes Geſellſchaft. Dieſe allgemeine Zerſtreuung ſeiner Geliebten war ihm um ſo viel empfindlicher, je mehr er ſich unter dem Gefühle ſeines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle deſſelben wurden häufiger und heftiger, ohne ſeinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu ſchwächen, indem er denſelben nicht ausſetzte, wenn auch ſeine Tage noch ſo traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von ſeinem Freunde Rabener dazu bewogen, theils auf eine Sammlung ſeiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung ſeiner Lehrgedichte, unter denen der Stolz das älteſte zu ſeyn ſcheint.

Rabener hatte ſchon lange gewünſcht, daß die Deutſchen zu einer freyen und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in ſo mancherley Arten von Geſchäfften und Verbindungen ſo viele Briefe empfieng, und ſo viele ſchreiben mußte, empfand vor

andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß Niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbeſſerung und zur Verbannung des ihm ſo verhaßten weitſchweifigen Canzeleyſtyls auszurichten, als ein von der Nation eben ſo geliebter, als bewunderter Autor, wie Gellert war. Weil er aber die Abneigung deſſelben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, ſo ſuchte er Ihn durch eine freundſchaftliche Liſt zu dieſem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden.*) Er that Gellerten den Antrag, in ſeiner Geſellſchaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von andern Freunden zu verlangen. Unter dieſer Bedingung ließ ſich ſein erſt ganz unentſchloſſener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundinn auf ihr Verlangen Abſchriften gegeben hatte, diejenigen auszuſuchen, die ihm zu dieſer Abſicht bequem zu ſeyn ſchienen. Rabener, ſehr zufrieden mit ſeinem deutſchen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach ſeinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fieng nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geſchmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden ſollten, aufzufordern. Gellert, unfähig ſeinen Freunden zu verſagen, was ſie ernſtlich wünſchten, ließ ſich auch zu dieſer Arbeit überreden, und nun drang Rabener ſo lange in ihn, bis er denſelben zur Bekanntmachung ſowohl ſeiner Abhandlung, als ſeiner von ihm gebilligten

*) Unvollſt. Nachr.

ſigten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er ſelbſt davon in ſeiner Vorrede ſagt. Es wäre eine ſehr kritiſche Unbilligkeit, von einem Gellert in der Lage, worinn er ſich befand, ſolche Briefe zu verlangen, als Cicero, Plinius oder eine Sevigne geſchrieben haben. Briefe von einem römiſchen Conſul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen ſteht, müſſen von einem anziehendern Innhalte ſeyn, als die Briefe eines akademiſchen Gelehrten. Freylich beſtimmen nicht ſowohl die Größe die Wichtigkeit, und den innern Werth des Stoffes, als vielmehr der Geiſt und die Bearbeitung das Verdienſt des Künſtlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch iſt es für die Güte ſeiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es alſo gleich ſchönere Briefe, als Gellerts Briefe ſind, ſo folget doch daraus nicht, daß ſich ihr Verfaſſer, oder Deutſchland derſelben zu ſchämen habe. Eben ſo wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum beſſer als die ſeinigen ſind, weil ihre Verfaſſer mehr Mühe anwenden, als er that, ſinnreich zu ſchreiben, und den Leſer durch unerwartete, durch höfiſche oder launiſche Einfälle zu überraſchen. Er machte ſeine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Abſicht, andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorſatze, ein allgemei-

nes Muſter aller Briefe zu werden. Von dieſer Seite betrachtet, werden ſie ſtets ſchätzbar bleiben; ſchätzbarer aber ſind ſie für diejenigen, die in den Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und ſcharfſinnigen, ſondern auch den guten Mann zu ſehen wünſchen; denn dieſen finden ſie auch in denen Briefen, von welchen ſelbſt ſtrengere Richter unter ſeinen Freunden wünſchen möchten, daß er ſie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt iſt. Er ſelbſt war weit davon entfernt, das Fehlerhafte ſeiner Briefe zu verkennen. Er hätte ſie auch gern verbeſſert, wenn ihm der Zuſtand ſeiner Geſundheit ſolches zugelaſſen hätte. Als 1768. ſeine Werke zuſammengedruckt wurden, ſchrieb er an Schlegeln: An wirkliche Verbeſſerungen des Textes, liebſter Schlegel, iſt nicht zu denken, und doch möchte ich inſonderheit in den Luſtſpielen und in den Briefen vieles geändert wiſſen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, dieſe anzuſehen. Aber ich verſichere Sie, ich bin völlig ungeſchickt, auch kleine Verbeſſerungen vorzunehmen, und ich wünſchte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner ſämmtlichen Schriften veranſtaltet würde, ſondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode ſie zuſammen herausgeben, verbeſſern und einen großen Theil derſelben wegwerfen wollte. Wer billiger Empfindungen fähig iſt, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von ſolchen Geſinnungen die Critik über ſeine Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreund-

Unfreundlichkeit und Härte, ſondern bis zur Beſchimpfung zu übertreiben.

Auf die Ausgabe ſeiner Briefe folgten 1754. ſeine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er ſchon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte. Die Deutſchen hatten ſeit einiger Zeit angefangen, faſt in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeiſterung und eine höhere, ſtärkere, und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrſcht. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ſie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erſcheinung ſeiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen, als er mit ſeinen jugendlichen Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geiſtes zärtlicher lieben, als ihre beſten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von ſich gedemüthiget zu werden, ſondern bloß aus einer gewiſſen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweiſende Gedichte gern leſen. Wenn man ſein Geſtändniß gefodert hätte, ſo würde er geſtanden haben, daß er nun weder die blühende Phantaſie, noch die Hitze des Geiſtes mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet ſehen möchte; hätte er ſie aber auch gehabt, ſo würde er nach ſeiner Abſicht ſich weder der einen noch der andern überlaſſen haben, wenn dieſelben auch ohne ſeinen Vorſatz eine

höhere Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte ſie nur deutlich, nur mit Empfindung ſagen, weil er wünſchte, daß das Herz des Leſers aufmerkſamer auf die Wahrheiten, die er ſagen wollte, als auf Schmuck ſeines Ausdruckes ſeyn möchte; überzeugt, daß ſie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunſt gefallen müßten, wenn ſie gleich in einem koſtbarern und blenderndern Kleide den Geſchmack mehr vergnügen könnten. Dieſe Wirkungen werden ſie allezeit haben. Es iſt unmöglich, ſeinen Chriſten zu leſen, ohne ſich in dem Wunſche und Entſchluſſe, ein Chriſt zu ſeyn, geſtärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an ſtarken und ſchimmernden Farben; ſie hat aber bey ihrer ſanften Farbenmiſchung eine ſtille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man ſie anſieht. Die Empfindung erhebt ſich nicht bis zur Begeiſterung, nicht bis zur Leidenſchaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze eines Sommertages. Dieſe kann einen feurigern Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewiſſen Grad kann ſie ſehr angenehm ſeyn; ſie kann aber auch ſehr leicht ganz unerträglich werden. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man ſeine Lehrgedichte betrachten. Ein wahres, obgleich nur ſanftes und ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er ſchrieb beſonders den Chriſten mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Chriſtenthums, und vollendete ihn

bey

bey ſeinen akademiſchen Beſchäfftigungen in eilf Tagen. „Möchte ich dieſes Gedichte doch, wünſchte er, „bey der Vollendung deſſelben, zu meiner eignen Ruhe verfertiget haben! Möchte mich der Gedanke davon in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, laß „es nur meiner Seele zum Vortheile dienen! *)

Mit gleich edlen und frommen Wünſchen arbeitete er ſchon ſeit einiger Zeit an geiſtlichen Liedern. Dieſe Arbeit war ſeinem Herzen noch die feyerlichſte und wichtigſte, welche er in ſeinem Leben unternommen hatte. Niemals beſchäfftigte er ſich mit derſelben, ohne ſich ſorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernſte ſeiner Seele ſich zu beſtreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen ſprechen ſollten, an ſeinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte ſeine heiterſten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillſtand in dieſer Arbeit, in der Abſicht und Erwartung, die Geſinnungen, die er durch ſeine Lieder in ſeinem Mitchriſten erwecken wollte, in ſeiner Seele ſtärker werden zu laſſen. Nun will ich, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch beſſern Empfindungen kommen. Glaubte er dieſelben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, ſo beſtrebte er ſich, ſie auch ſo auszudrücken, als nach ſeiner Kenntniß des menſchlichen Herzens die meiſten Chriſten dergleichen Geſinnungen haben können. Er richtete ſich, um den Nutzen ſeiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen

*) Tageb. v. 1754.

Maaße ihrer Einſichten und der Kräfte ihres Verſtandes, wie auch ihres Gefühls, als nach denjenigen, welche einem ungewöhnlichern und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Geſänge unempfindlich zu ſeyn, welche höhern Fähigkeiten angemeſſen ſind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf ſeine Lieder; gleichwohl wollte er dieſelben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil ſeiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und ſie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgeſehen und verbeſſert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbſt, Kopenhagen, Berlin und Braunſchweig, denen er ſie zuſendete, theilten ihm verſchiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er ſie dem Drucke überließ. Er ſprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweiſt, wie ſehr er gewünſcht hat, ſeinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. Unter meinen Freunden, ſchreibt er in einem Briefe, haben ſich Profeſſ. Schlegel in Zerbſt und mein lieber Heyer beſonders verdient gemacht. Jener hat ſie mehr als dreymal leſen, kritiſiren und wieder leſen müſſen, und er hat ſein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit beſondrer Scharfſichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken! Dieſer hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbeſſerungen derſelben den Muth ſinken laſſen wollte. Der treffliche Mann! Bald iſt er mein Cenſor, bald mein

Abſchrei-

Abſchreiber geweſen. Gott gebe, daß dieſe Lieder ihre Abſicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da ſeyn werde. Es iſt unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu ſeyn, oder ſie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch ſie Beweiſe ſeines Mangels an Genie wären, zu retten. Die allgemeine Erbauung, die ſie geſtiftet haben und ſtiften werden, iſt für einen ſolchen Vorwurf Beſchämung und Widerlegung genug. Sie drücken ſeinen ganzen Charakter aus. Man ſieht darinnen ſeine Empfindung des Praktiſchen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimniſſen ſo leicht fand, ſeinen redlichen Willen, ſo gut zu ſeyn, als dieſe himmliſche Lehrerinn die Menſchen machen ſoll, ſeine ungeheuchelte Demuth, ſeine Mäßigung in ſeinen Wünſchen, ſeine zärtliche Menſchenliebe und ſeine eben ſo ernſtliche Begierde, alle ſeine Brüder unter der wohlthätigen Herrſchaft der Gottſeligkeit und Tugend glücklich zu ſehen. Ueberall reden ſie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verſtändlich iſt, die Phantaſie nicht mit vielen reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Dieſe Beſchaffenheit haben ſelbſt ſeine Lehrlieder, welche entweder ernſtliche Monologen und Ermahnungen an ſich ſelbſt ſind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundſchaftlichen Unterweiſung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfaſſer ſich ſeine Art zu

denken und zu empfinden gar nicht vorgeſtellt, oder als Ideal von geiſtlichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem ſich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun iſt. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts Liedern beweiſet die Unrichtigkeit dieſes Urtheils. Indeſſen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieſes Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünſchte, hindern oder ſchwächen möchte. Dieſe Furcht aber mußte ſelbſt bey ihm verſchwinden, weil es das einzige Urtheil in ſeiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und dieſe mußte ihn beruhigen. Man kann dieſelbe nicht ſtärker empfinden und ausdrücken, als ſein Freund Rabener that, und zwar in einem Briefe an ihn, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derſelbe dem Charakter ſeines Herzens eben ſo ſehr zur Ehre gereicht, als den Liedern ſeines Freundes. „Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, ſchreibt er, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz, dieſen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt, ein Feind von Religion und Witze zu ſeyn. Bisher habe ich Sie, als meinen beſten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher ſteigen könnte, als ſie war: aber ſie iſt in der That noch um einen ziemlichen Grad höher geſtiegen.

ſtiegen. Liebenswürdig ſind Sie mir allezeit geweſen, aber nun ſind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieſes Wort in ſeinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verſchwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit dieſen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt ſeyn, da die Welt Sie bereits auf einer ſo vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Wiß haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, ſo bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieſes Zutrauen der Welt für unſre heilige Religion ſeyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leſer zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die ſie nunmehr in Ihren geiſtlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit dieſen Gedichten den Leichtſinn dererjenigen beſchämen, welche glaubten, daß der Wiß nur zu einer eitlen Beluſtigung gut ſey. Und dieſe Leichtſinnigen müſſen die Religion lieb gewinnen, da ſie ihnen in einer ſo angenehmen und reizenden Kleidung vorgeſtellt wird. So glücklich ſind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften leſen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden ſie nicht erſt bey denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen. Dieſen ſind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da ſie wiſſen, aus was für einer reinen Quelle, aus

was

was für einem guten Herzen alle dieſe Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen ſo oft geſtanden, daß mir Ihr rechtſchaffenes Herz noch ſchätzbarer iſt, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals geſtanden, ſo würden Sie mir durch Ihre Lieder dieſes Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie ſo gut und lehrreich ſchreiben können, wenn Sie nicht dieſe heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geſchrieben hätten. Ich glaube, ſcharfſichtige Augen entdecken den feinſten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu ſeyn wünſcht. Voltäre kann uns goldne Sittenſprüche predigen, Tugend und Menſchenliebe in ſeinen Verſen vergöttern, und die Religion in tragiſchem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, deſſen ungöttlicher Leichtſinn, deſſen ſchmutziger Witz, deſſen liebloſer Eigennutz uns ſeine Sittenſprüche, ſeine Reime von Tugend und Menſchenliebe, und ſeine Religion verdächtig machen. Man muß ihn haſſen, ſo bald man lieſt, wie edel er ſchreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt. Wie ernſthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieſer Ernſthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich ſcherzhaft und ſpottend an Sie ſchrieb. Welch ein vortrefflicher Freund ſind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft. Ihnen darf ich Sachen vorſagen, die ich keinem andern vorſagen würde, da ſie ſo viel Aehn-

liches

liches von einer Schmeicheley haben: Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger ſchmeichelt. Und wenn ich Ihnen ſage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leſer von Ihrem guten Herzen überzeugen; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Geſchmack ſchuldig ſind. Ob ich Ihre Entſchließung, nichts mehr zu ſchreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen geſtehen, daß ich hoffe, es ſey nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünſchen, den Reſt Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlaſſen Sie Ihr Amt nicht, ſo lange Sie noch Kräfte haben, den Geſchmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und ſchenkt Gott unſerm Vaterlande die Ruhe wieder, ſo werden ſich bey der Univerſität gewiß ſolche Umſtände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verſchaffen. Tauſendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit ſeiner Kritik ſo freundſchaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von dieſen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen! Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe ſchließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; ſo will ich von unſern

hieſi-

hieſigen Umſtänden nichts melden. Wann werden wir uns wieder ſehn? Wann werden wir uns in Ruhe ſprechen können? Leben Sie wohl, mein witziger, mein menſchenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat. “

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf ſeinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beiden proteſtantiſchen Kirchen. Gleich nach ihrer Erſcheinung wurden ſie in die neuen Liederſammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienſt beſorgt wurden. Die reformirten Gemeinen in Leipzig und Bremen thaten eben dieſes, und dieſen Beyſpielen ſind ſeit der Zeit mehr Gemeinen beider Kirchen gefolgt. Auch unter der römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit haben viele ſie nach ihrem Werthe zu ſchätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leſer der beſſern deutſchen Schriftſteller erwarten ſollte, war ein frommer Landgeiſtlicher ſo davon gerühret worden, daß er dieſes nicht allein dem Verfaſſer ſchriftlich bezeugte, ſondern ihn auch ſehr ernſtlich zum Uebergange zur römiſchen Kirche zu bewegen ſuchte; in der Meynung, daß derſelbe von der Nothwendigkeit der guten Werke beſſer denken müßte, als Luther, deſſen Lehre er bloß aus ſeinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controverſiſten zu kennen ſchien. Dieſes gab unſerm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern

gern Vorſtellungen von unſerm Lehrbegriffe behülflich zu ſeyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen. Selbſt aus einem großen und mächtigen Hauſe in Mayland erhielt er durch einen Geiſtlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmiſche, ſehr rührende Verſicherungen von der Erbauung, die ſeine Lieder daſelbſt ſtifteten, und von dem dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle ſeine Schriften, vornehmlich aber auch für ſeine geiſtlichen Lieder gewidmet hätte. Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich ſeyn können, was auch die öffentliche und herrſchende Religion für äußerliche Verfaſſungen und Geſetze veranlaßt haben mag: So waren auch ſeine Schriften in katholiſchen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholiſche Schriftſteller zu leſen unterſagt. In Wien, wo damals noch mit beſondrer Strenge über die Beobachtung dieſes Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geiſtliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf ſeinen Reiſen ſich aus denſelben erbaute. Dieſer befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, ſie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in dieſem Stücke keiner übertriebnen Nachſicht und Gelindigkeit beſchuldigen wird, beruhigte den Reiſenden, der ihm ſeine Verlegenheit entdeckte, über ſeine Furcht, und antwortete ihm: Dieſe Schriften gehet unſer Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke.

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an ſeinen geiſtlichen Liedern arbeitete, beſchäfftigte ihn zugleich

zugleich 1756. die Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften. Dieſe wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnſucht eines Buchhändlers abgedrungen, der ſeine von ihm ſelbſt längſt verworfenen Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen mit einigen darinnen befindlichen proſaiſchen Abhandlungen unter ſeinem Namen zuſammen drucken laſſen wollte, und auch ſein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorſtellungen, wodurch Gellert ſchon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hatte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten ſeiner Jugend auf den Geſchmack haben könnten, wenn er ſie zu billigen ſchiene, entſchloß er ſich, auf den Rath eines ſeiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbeſſerung werth zu ſeyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine ſtrenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen proſaiſchen Stücke mit beſſern Ausarbeitungen zu erſetzen. Er wendete viel Fleiß darauf, um ſeine Leſer auf eine angenehme und nützliche Weiſe zu unterhalten, aber nicht ohne Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieſer Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte Urſache, ſich über eine ſolche Gewaltthätigkeit der Gewinnſucht zu beklagen. Man müßte indeß mit dieſem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden ſeyn, wenn eine ſo kühne Unbillig-

billigkeit immer ſo glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter dieſen Arbeiten waren, ſeitdem er ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre ſeines ſo rühmlich beſchäfftigten lebens verfloſſen. So nützlich auch ſeine Schriften den Deutſchen wurden, ſo waren ſie doch nur Beſchäfftigungen ſeiner Nebenſtunden; denn den größten Theil ſeiner Zeit wendete er auf die Unterweiſung und Bildung der Studirenden. Er führte ſie zu den ſchönen Wiſſenſchaften an, erklärte ihnen die Geſetze der Dichtkunſt und Beredtſamkeit, übte ſie in Ausarbeitungen nach ihren Regeln, und gewöhnte ſie zu einem geſunden und richtigen Geſchmacke in ihren Aufſätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorleſungen fanden beſonders unter dem Adel, der aus verſchiedenen Ländern nach Leipzig kam und daſelbſt ſtudirte, einen ſo großen Beyfall, daß derſelbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerkſamkeit bey ſeinen Unterweiſungen wetteiferte. **Gellert** hatte kein öffentliches Amt ſuchen wollen. Theils meynte er, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen zur Verwaltung deſſelben nicht Kraft und Munterkeit des Geiſtes genug zu haben; theils glaubte er auch aus Beſcheidenheit, der Hof habe nicht Urſache, vor andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienſte ſelten entgegen kommen, und daſſelbe noch ſeltner aufzu-

ſuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, Gellert aber jenes nicht ſeyn wollte, und dieſes nicht werden konnte: So mußte doch der Hof durch ſeinen ausgebreiteten Ruhm aufmerkſam auf ſeine Verdienſte um die Akademie werden. Die Regierung verlangte ſelbſt, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philoſophie anſuchen ſollte, und er ließ ſich auch beſonders durch ſeine vertrautere Freunde, Rabenern und Wagnern, dazu überreden. Er erhielt daſſelbe 1751. mit einem Gehalte und hielt nunmehr auch öffentliche Vorleſungen über die Dichtkunſt und die Beredtſamkeit vor ſehr zahlreichen Verſammlungen von Zuhörern. Dieſe Arbeiten ſchienen zwar beſonders nur die Aufklärung und Verſchönerung ihres Verſtandes zum Endzwecke zu haben; allein er wußte ſie und ſeinen Umgang mit den Studirenden ſo einzurichten, daß er dadurch zur Beſſerung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten eben ſo viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten; denn ſie hatten alle einen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen ſeines ſichtbaren und ſtandhaften Eifers, ſie nicht allein weiſer, ſondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünſchten ſeine Achtung zu gewinnen, und ſchon dieſer Wunſch konnte ſie von Ausſchweifungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben ſo aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr ſorgfältiger und gewiſſenhafter Lehrer

rer zu ſeyn ſuchte. Ein ſolcher Lehrer mußte viel über ſie vermögen, da er ſich bemühte, wenn er ihnen mit einem ſanften und liebreichen Ernſte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit als die ſicherſten Wege zur Glückſeligkeit anpries, ſeinen Ermahnungen ihren angenehmſten Reiz und den ſtärkſten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge ſeines eignen Beyſpiels zu geben. Gellert hielt keine ſeiner Vorleſungen, wie geläufig ihm auch ihr Innhalt war, ohne ſich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu ſeinem Gedächtniſſe und zu ſeinen Geſchicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu ſagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, ſondern auch dem Ausdrucke nach; unermüdet in ſeinem Fleiße, beides immer ſowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch ſeine Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was ſeinen eignen Einſichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen ſeiner Zuhörer zu erweitern und zu verſchönern. Dennoch las er wenig von ſeinem Papiere, und ſprach mit einem eben ſo freyen als angenehmen Anſtande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünſtelt und natürlich zu ſeyn, waren die herrſchenden Vorzüge ſeines Vortrages. Unnöthige Ausſchweifungen erlaubte er ſich eben ſo wenig, als ruhmredige Empfehlungen ſeines Unterrichts oder Verunglimpfungen andrer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künſte haßte, wodurch zuweilen akademiſche

Lehrer Aufmerkſamkeit und Beyfall zu erhalten ſuchen. Dadurch wurden ſeine Vorleſungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten ſucht, ſondern auch der Tugend, welche beſſern will, und derjenigen Beſcheidenheit, welche Weisheit und Tugend verſchönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die ſich unter ſeiner Anleitung im Schreiben übten, mit einer ſolchen weiſen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder ſchwächere Köpfe durch eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommener zu werden, abſchreckte, noch durch ein unvorſichtiges und übertriebenes Lob glücklichere Geiſter zu einem eiteln Mißtrauen und zur Vernachläßigung ihrer größern Gaben verleitete. Je mehr ſie Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erlangten, deſto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er ſuchte ſie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geſchicklichkeit zu erhalten. Deswegen geſtand er oft von ſeinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem ſehr zufrieden geweſen wäre. Er bewies auch ſolches durch genaue Beurtheilungen deſſen, was er für fehlerhaft erkannte, um ſeine Schüler durch dieſe Härte gegen ſich ſelbſt vor aller eitlen Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieſer Beſchreibung ſeiner akademiſchen Bemühungen nicht das Vorurtheil der Freundſchaft, ſondern die Wahrheit rede; daß dieſelben das waren, was ſie nach ihrer Beſtimmung

ſeyn

ſeyn ſollten, das wiſſen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Abſichten ſeiner Vorleſungen beweiſen die Entwürfe von den Anreden an ſeine Zuhörer, mit denen er ſeinen Unterricht anzufangen oder zu beſchlieſſen pflegte. So nöthig auch die Regeln der Beredtſamkeit und Poeſie ſind, ſagte er in einer ſolchen Vorrede zu ſeinen Unterweiſungen in beiden Künſten, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie uns die Kraft gut zu denken und gut zu ſchreiben nicht ertheilen. Sie ſind Geſetze, zum allgemeinen Beſten der Schreibart gegeben; Geſetze, die man wiſſen muß, aber auch Geſetze, die eine kluge und vorſichtige Anwendung erfodern, und die gleich den bürgerlichen Geſetzen eingeſchränkt, erweitert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müſſen, wenn der Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter leiden ſoll. Man kann die Regeln der proſaiſchen und poetiſchen Beredtſamkeit nicht allein mit dem Gedächtniſſe, ſondern auch mit dem Verſtande gefaßt haben, ſich im Schreiben nach ihnen richten, und doch troß aller guten Regeln ſchlecht ſchreiben; auch oft um ſo viel ſchlechter, je genauer man der Regel zu folgen meynt. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel immer die Frage übrig, ob die Abſicht des Werkes, das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nachdrückliche und das Rührende erreicht worden iſt. Die Entſcheidung dieſer Frage gehört vor den Richterſtuhl nicht der Regel, ſondern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieſer Geiſt der Be-

urtheilung und Empfindung muß in unſern Werken denken und reden, wenn ſie beredt ſeyn ſollen. Die Uebung darinnen iſt inſonderheit eine Pflicht unſrer erſten Jahre, wenn wir wollen glücklich ſchreiben lernen; meine Pflicht iſt, Sie, meine Herren, zu dieſer Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete Ihnen deswegen in dieſen öffentlichen Stunden meine Critik an, und verſpreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetiſche oder proſaiſche ſeyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größre Reden, kleine oder größre Gedichte, und ich finde es für gut, ſo werde ich ſie öffentlich vorleſen, und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten, aber niemals den Namen des Verfaſſers ohne ſeine Einwilligung nennen. Iſt die Arbeit zum Vorleſen nicht glücklich genug gerathen, ſo will ich dem Verfaſſer meine Meynung in geheim ſagen; denn es iſt nicht meine Abſicht zu beſchämen, ſondern zu rathen. Muntre und ſcherzhafte Aufſätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreyen und ungeſitteten zu erhalten — Dann und wann gedenke ich auch ein ſchönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzugehen; denn die Bemerkung des meiſterhaften Schönen iſt die beſte Uebung des Verſtandes und des Geſchmackes; auch werde ich

den Ekel am Schlechten zu erwecken zuweilen eine ſchlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verſtand und gelehrte Kenntniſſe haben; wer dieſe Eigenſchaften beſitzt, braucht keinen Anführer, und wer dieſe nicht beſitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poeſie iſt eine ſehr gemeine Krankheit unſrer erſten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen ſagen, was Ariſtoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieſes kennen und empfinden, ſo werden Sie keine Luſt haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden. Eine andre Anrede, womit er ſeine Vorleſungen über die Regeln der Dichtkunſt beſchloß, machet der Einſicht und dem Herzen des Lehrers eben ſo viel Ehre. Wie glücklich, ſagte er, werde ich mich ſchätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen geweſen ſind, und ich Ihnen wenigſtens bewieſen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geſchmack in der Poeſie verdient machen möchte. Ich haben Ihnen zeigen wollen, was die Poeſie ſey; ich habe Ihnen die Beſtimmungen und Grundriſſe, die Farben und den Ton der verſchiednen Arten von Gedichten zu zeigen geſucht; kurz, ich habe Ihnen die Poeſie der Sachen und die Poeſie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen wollen. Es iſt wahr, dieſe Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen;

aber vorausgeſeßt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, ſo werden Ihnen dieſe Regeln nicht unnüßlich ſeyn; die Regeln der Kunſt werden daſſelbe leiten, und die Beyſpiele werden es noch mehr begeiſtern. Diejenigen, welchen, ſoll ich ſagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu ſeyn nicht beſtimmt iſt, können unſern Unterricht auf eine andre Art nüßen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leſer der Dichter werden, ohne ſelbſt dichten zu können. Es iſt falſch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache ſelbſt nicht beſſer machen kann. Unſre Regeln oder die Kenntniß der Poeſie wird Ihnen einen gewiſſen Nußen in der Beredtſamkeit zuwege bringen. Die Verwandtſchaft beider Künſte iſt nur gar zu groß. Ich habe Ihnen insbeſondre die löbliche und große Begierde, ſich beurtheilen und tadeln zu laſſen, eigen zu machen geſucht. Ich habe ſelbſt dieſe Uebung angeſtellt und oft auf meine Koſten. Leſen Sie die beſten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie ſich nicht mit eignen Ausarbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen ſtrengen Ernſt der Vernunft. Laſſen Sie Ihre Arbeiten von Kennern leſen, prüfen, und beſſern ſie ſorgfältig. Vergeben Sie ſich nichts und denken Sie ſtets, ſich in dieſer Arbeit zu ſtärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß iſt, als daß er durch nachläſ-

ſige

ſige Verſuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menſchen beſſern und erweitern; wenn wir Gegenſtände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch ſeine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen ſich freuet und betrübt, mit ihnen hoffe uud fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu ſichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig ſind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Verſtande zugleich das Herz beſchäfftigen. Der Poet muß ſich alſo ſelbſt in ſeinem Verſtande aufklären, und ſein Herz zum Guten erhitzen. Der Geſchmack der Natur, der Vernünftigen und der Geſitteten, das iſt ſein Ziel. Er muß ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, ſo wird er gefallen, ſo lange Menſchen Menſchen ſind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, ſo werden Sie mit Beyfall ſingen, wofern Sie zugleich ſchön ſingen. Ich verſpreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unſterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, ſo ſey Ihr Scherz ſelbſt noch lehrreich, oder doch unſchuldig und die Heiterkeit Ihres Witzes müſſe ſich ſtets mit dem Ernſte der guten Sitten und des Wohlſtandes vertragen. Spotten Sie, ſo treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menſchen, noch tauſendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen ſoll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlöſers erhalten haben; ich meyne die

Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unſeliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein ſinnreicher Böſewicht ſeyn, und ſeinen Schöpfer, ſeinen Erlöſer vergeſſen, um ein Dichter zu ſeyn. Ein Dichter, der ſich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz ſeiner Poeſie ein unſchuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der dieſen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach ſeinem Tode anrichtet, iſt dieſer nicht ein unendlich größrer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmiſcher? Ehren Sie Gott durch Ihre Poeſie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menſchen ausbreiten. Verherrlichen Sie ſeine Majeſtät ſelbſt durch Ihre Geſänge und erheben Sie Ihr Herz durch die Vorſtellungen von ihm zu Gedanken und Empfindungen, die alles andre übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie ſich der Gottesgelahrtheit widmen, gute geiſtliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Geſang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derſelben entflammt werden können.

Unter ſo edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben ſchon lange durch das ſchreckliche Uebel der Hypochondrie ein beſtändiges Leiden. Dieſes Uebel hatte bereits ſeit dem Jahre 1752. beſon-

beſonders im Sommer angefangen, ſeine Seele mehr als ſonſt zu verwunden. Er hielt zwar immer eine ſtrenge Diät, vorſichtig in ſeiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung; und dennoch waren ſeine Tage ängſtlich und trübe, ſeine Nächte aber unruhig und voll ſchreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquickte. Seine Bruſt litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte ſeines Geiſtes wurden von der beſchwerlichſten körperlichen Verdroſſenheit zu allen ſeinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand ſelten die Munterkeit, welche einen geſunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Leibes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeſchlagenheit breitete ſich aus der verborgenen Quelle ſeines ſiechen Lebens über ſein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß ſchien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie ſehr er auch ſeine Phantaſie durch Vernunft und Religion zu beherrſchen wußte, ſo erfüllte doch dieſelbe ſeine Seele mit lauter traurigen und ſchwarzen Bildern und erregte Vorſtellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten ſeiner vorzüglichen Wahl und Liebe ſchienen vor ſeinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelaſſen iſt, kämpft mit ſeinen Leiden und ſucht ſie ſtandhaft zu ertragen. Er hütete ſich deswegen ſorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt,

daß

daß ihn ſeine Schwachheit hinderte, ſeine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottſeligkeit und Andacht, nach ſeinem Wunſche zuſammen zu halten, ſie vor Zerſtreuungen zu bewahren, und dieſe Pflichten mit voller Luſt und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunſt und Hülfe der Aerzte linderte ſein Uebel nur ſelten; der Gebrauch ſowohl des Lauchſtädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahre nach einander als 1753. und 1754. beſuchte, verſchaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er ſich davon verſprochen hatte. *) Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtſchaffene D. Tilling in Annaberg begleitete, ſchreibt er von ſeiner zweyten Reiſe, war nicht angenehm. Gleich nach den erſten Tagen kam der Wunſch in mein Herz, wieder wegzureiſen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundſchaft erwieſen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß ſey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieſer Reiſe verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Geſundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, ſey Ehre und Herrlichkeit! Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, ſeine Geſundheit leidlich, wenn er gleich die ſchwermüthigen Aengſtlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunſt überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend, noch die ſonſt

ſo

*) Tageb. v. 1754.

ſo heilſame Bewegung kleiner Reiſen, wodurch er ſich aufzuheitern ſuchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geſchäfften, noch die Zerſtreuung des Gemüths durch verſchiedne neue Bekanntſchaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn ſo ſorgfältige Achtung und Liebe ſeiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit ſeines gegen ſie ſo empfindſamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein ſeine Seele verſank, vertreiben oder ſo ſehr ſchwächen, daß ſein Geiſt einen Theil ſeiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war ſchon zufrieden, wenn ſein Uebel zuweilen zu ruhen ſchien; wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finſtern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je ſchmerzhafter ihm dieſe nur ſelten unterbrochene Leiden, beſonders deswegen ſeyn mußten, weil ihm ſo gar die Religion die Tröſtungen und Aufheiterungen zu verweigern ſchien, die er in einem beſtändigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets ſuchte; deſto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig, alle nachtheiligen Einflüſſe davon auf die Frömmigkeit und Begierde ſeiner Seele nach der Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen und Handlungen, auf ſeine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf ſeine Treue in ſeinen Geſchäfften zu verhüten. Deswegen befliß er ſich einer ſorgfältigen Strenge in der Prüfung ſeiner Ge-

danken

danken und aller Bewegungen ſeines Herzens; aufmerkſam auf alles was er that und ſprach, um ſich keinen Fehler zu überſehen; immer auf ſeiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche ein ſieches Leben zu begleiten pflegt, damit ſein Umgang weder ſeinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu beſſern unabläßig bemüht war, beſchwerlich würde; damit auch unter ſeiner unwillkührlichen bloß körperlichen Verdrießlichkeit, welche ſeine Seele wider ſeinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Weſen war ihm ſo eigen, daß ſolches ſich in ſeiner ganzen Phyſiognomie ausdrückte, auf ſeiner Stirn, in ſeinem trauernden Auge, in ſeinem ganzen Geſichte, in ſeiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur ſehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn geſehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die ſo ſchnell einnahm, und noch mehr freute man ſich, daß ſein liebreiches Herz und ſeine Begierde, ſeinen Nebenmenſchen angenehm zu ſeyn, ſelbſt durch alle Wolken, womit die Empfindung ſeiner Leiden ſein Aeußerliches verdunkelte, hindurchſchimmerte und dieſelben aufhellte. Doch nichts war ſichtbarer, als ſeine Dankbarkeit gegen ſeine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter ſeinen Bekümmerniſſen zu tröſten ſuchten. Seine Aufmerkſamkeit, ihre Namen in ſeinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für ſie anzuzeichnen, iſt ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde,

ſo

ſo ſuchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhafteſten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlöſung. Schien ihm gleich ſein Gefühl ihrer Wahrheiten und ſeine Andacht nicht feurig genug zu ſeyn, wovon er die Urſache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menſchlichen Herzens gegen ſie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu ſuchte; ſo beſtrebte er ſich doch immer den Wunſch ſtärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben und ſie in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er ſich ſeine hypochondriſche Unluſtigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte, noch von den ordentlichen Arbeiten ſeines Berufes abhalten. Keine Anſtrengung ſeiner Kräfte war ernſtlicher als die Mühe, die er anwendete, über die Zerſtreuungen ſeiner Gedanken zu ſiegen, die ihn unter der Erfüllung dieſer Pflichten unverſchuldeter Weiſe überfielen; immer beſorgt, daß ſie verſchuldet werden möchten, wenn er nicht mit ſeinem ganzen Vermögen wider ſie kämpfte. In der Sorge für ſeine Geſundheit beobachtete er eine ſich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte ſich nicht die geringſte Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darinnen die Vergrößerung ſeiner Leiden ſelbſt zu verurſachen. Er hatte ſich gewöhnt, ſein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzuſetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieſes nachtheilig wäre, enthielt er ſich deſſen wider ſeine Gewohnheit und Neigung dazu, um

ſeine

ſeine Phantaſie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernſtlicher und gewiſſenhafter ſeyn, als ſeine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er geſtand ſeine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernſtlichen Mißvergnügen daran, und bemühte ſich eifrig, alle Regungen derſelben in ihrem erſten Urſprunge zu erſticken. Das Gute, was er that, wünſchte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der beſten Abſicht zu thun, und er fürchtete nichts ängſtlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er ſeiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung ſeiner Schuldigkeit genug zu thun ſich beſtrebt habe. So gewiſſenhaft er unter ſeinen Leiden immer vollkommner in ſeinen Geſinnungen zu werden ſuchte, ſo redlich waren ſeine Bemühungen, andre zu beſſern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn ſie ihm nicht vergeblich zu ſeyn ſchienen; immer eben ſo geſchäfftig als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen, und ſie von den Ausſchweifungen, die ſie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger ſeyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, ſo konnte auch nichts aufrichtiger und inniger ſeyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Beſſerung verurſachte.

Dieſes Vergnügen, die Liebe ſo vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte,

hatte, das auf eine vorzügliche Achtung ſeines Herzens gegründete Vertrauen ſo vieler Aeltern, welche nicht beſſer für ihre Söhne ſorgen zu können glaubten, als wenn ſie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufſicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Geſinnungen derjenigen, die er unterwieſen und gebeſſert hatte, und die ſtärkſten Verſicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen ſeiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröſtungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem ſtillen Herzen und in gelaſſener Ergebenheit zu leiden und in ſeinen eifrigen Beſtrebungen nützlich zu werden durch ſeine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorſehung, die er mit ſo ernſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ſtets vor Augen zu haben ſuchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtſchaffene Gelehrte oft andern nützlich werden, ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder auch vermuthen zu können: So machen auch zuweilen ihre Verdienſte auf edelgeſinnte Herzen ſo wirkſame Eindrücke, daß ſie dadurch zu den ſchönſten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. **Gellert** hat davon verſchiedene ihm ſehr angenehme Erfahrungen gehabt. So ſchrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schleſien, der Herr von **Crauſſen**, an ihn, und verſprach ihm aus Achtung und Liebe einen anſehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürſten Ehre machen würde, und als **Gellert** ſolches mit eben ſo viel Dankbarkeit

als Beſcheidenheit von ſich ablehnte, ſo ertheilte ſein großmüthiger Freund denſelben ſeiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein ſo zärtlicher Sohn unter die vornehmſten Glückſeligkeiten ſeines Lebens rechnete. Wenn er davon ſprach, ſo geſchah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil dieſe Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieſes großmüthigen Mannes gegen ſeine Tugend war. So ſelten eine ſolche Güte des Herzens iſt, ſo ſelten iſt auch die Dankbarkeit, womit ein junger preußiſcher Officier Gellerten auf die angenehmſte Weiſe überraſchte.*) Das Herz dieſes edlen Mannes war durch ſeine Schriften gebeſſert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte ſchon lange gewünſcht, ihm ſeine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieſer Dankbarkeit durchdrungen ſuchte er ihm bey ſeinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbſchaft von fünf bis ſechs tauſend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. Gellert ſprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zuſammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm dieſe Gelegenheit wahr. Ach! fieng er auf einmal mit einer ſchamhaften Offenherzigkeit an: Sie wiſſen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inſtändig, nehmen

*) Im J. 1754. S. Gellerts Brief an den Gr. M. v. B.

nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, ſagt Gellert, der dieſe Begebenheit ſeinem Freunde dem Grafen von B. meldet, druckte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht geſehen, und Ihnen nie den geringſten Dienſt erwieſen habe?“ — Nun ich ruhe nicht; Sie müſſen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht. Itzt kommt Ihr Freund; laſſen Sie mich nicht vergebens bitten. Er ſoll kein Zeuge meiner Schuldigkeit ſeyn. Ich, fährt Gellert in ſeiner Erzählung fort, ich nahm das Geſchenke, und wußte vor freudiger Beſtürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hauſe das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erſchrack ich zum zweytenmale. Dieſes frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht ſeyn; dieß dringt nie in das Innerſte der Seelen,) bloßes Geld kann dieſe Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich ſcheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einſprache, daß ich getroſt ſeyn; daß ich aus dieſem Vorfalle Muth ſchöpfen und nicht immer in Kummer verſinken ſollte; ein ſolcher Gedanke war es. Alſo biſt du noch empfindlich, ſagte ich bey mir ſelber?

Alſo rührt dich doch noch etwas? Das Geld wollteſt du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieſer Begebenheit immer behalten könnteſt. Nichts, dachte ich zitternd, nichts iſt ſo klein, das nicht unter der göttlichen Regierung ſteht. Sollſt du nicht glauben, daß er dieſe Begebenheit zu deiner Freude zugelaſſen hat? Zu deiner Freude? O wer wäreſt du! Wie glücklich! Ein Herz gebeſſert! Ich trat näher zum Fenſter und ſah gen Himmel — Allein gewiſſe Empfindungen kann und darf man auch ſeinen beſten Freunden nicht ſagen. Sobald man ſie ausdrückt, ſo giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, ſeine Freundſchaft zu verſchweigen. Niemand ſoll ſie auch wiſſen, als Sie und meine Schweſter. Er hat ſich bloß durch das Leſen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn ſein Stand angeſteckt hatte, herausgeriſſen. Er iſt ein gelaßner, beſcheidener und wirklich weiſer Soldat; doch hat ſeine Miene noch einen Reſt von einer vormaligen Traurigkeit, worunter ſie aber nicht leidet; er will als ein Soldat ſterben, weil er einmal gelernt hat, was zu dieſem Stande gehört.

Gellert hatte um eben dieſe Zeit mehr als ſonſt Urſache gehabt, über ſeine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über ſeinen Mangel an heitern Stunden, über die Düſterheit und Schwere ſei-

nes

nes Hauptes und über beſchwerlichere Anfälle ſeines Uebels zu klagen. Allein dieſer angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten ſtärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er ſich lange geſehnt hatte, eine Heiterkeit über ſeine Seele aus, die ſelbſt ſeinem leidenden Körper auf einige Zeit heilſam wurde. Seine Leiden erneuerten ſich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieſer Art ſeinen Muth aufrecht und ſtärkten ihn, in ſeinem Beſtreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beſchäfftigte er ſein Gemüth oft mit den feyerlichſten Betrachtungen der Ewigkeit. *) Seine einſamen Spatziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Abſicht ihm durch ein beſtändig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit ſeines mit vieler Angſt beſchwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelaſſener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle ſeiner Schwermuth zu werden. Er beſtrebte ſich durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Geſinnungen ſein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den beſten und vortrefflichſten Abſichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß dieſe allein ein ſicherer Grund von der Beſtändig-

 keit

*) Unvollſt. Nachr.

keit in der Rechtſchaffenheit und Tugend ſind. Darum bemühte er ſich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht ſey, zu thun, was recht und gut iſt, immer in ſeiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieſer Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Dieſe Art zu denken ſuchte er nicht allein ſelbſt zu haben, ſondern auch andern mitzutheilen. Laſſen Sie, ſchreibt er an einen ſeiner edlen Freunde, das Geräuſch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weis, wie viel dazu gehört, unter tauſend Verführungen dem Ehrgeize und der Wolluſt zu widerſtehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: In ſeinen lebhafteſten Jahren, im Angeſichte des Hofes hat er dem falſchen Reize der Wolluſt und der betrüglichen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewiſſens triumphirt! Wenn Sie dieſen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit ſich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund ſegnen, der Ihnen nichts ſchöners zu ſagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen ſuchen und in denſelben ein gerechtes Mißtrauen ſetzen. Es giebt elende Geſchöpfe, die unſre Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geſchöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienſte weit über ſie erhaben ſind, und die uns durch tauſend Künſte

Künſte bis zu ſich, bis zu ihren Ausſchweifungen zu erniedrigen ſuchen. Aber was ſage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu dieſen Sittenſprüchen begeiſtert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen ſeyn; aber ſo ſind ſie Ausflüſſe eines Herzens, das ſie hochachtet und liebet; das ſie gern ewig lieben und bewundern will. Nach dieſer würdigen Art zu denken, die er in andern zu erwecken ſuchte, ſtrebte er ſelbſt zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu ſeyn wünſchte, ſo fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen ſeine Freunde nur darüber, daß ihm dieſes eben wegen ſeiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall ſeiner Nebenmenſchen nicht leichter wurde. Kein Schriftſteller, wenn er auch noch ſo viel Fleiß auf ſeine Arbeiten wendet, auch noch ſo reine und vortreffliche Abſichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelſüchtigen Critik ſicher ſeyn werde. Es finden ſich immer Feinde ihres Verdienſtes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, ſondern auch ſelbſt den moraliſchen Charakter des Verfaſſers verdächtig zu machen ſuchen. Dieſes Schickſal traf Gellerten nicht allein nach ſeinem Tode, ſondern auch bey ſeinem Leben. Er wurde, ich weis nicht, in welcher Schrift, ſowohl über ſeine Aufſätze ſelbſt, als über die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen und Abſichten angegriffen. Eine Beleidigung dieſer Art konnte ihm nicht anders als ſehr empfindlich ſeyn; er ſuchte ſie aber mit Gelaſſenheit zu ertra-

 gen,

gen, ob er gleich geſtand, daß ihm dieſes Ueberwindung koſtete. Ich will, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, die Schrift anſehen, als ob ſie nicht in der Welt wäre; man kann ſchmähen und ſpotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten. Die Welt mag entſcheiden, zu welcher Claſſe von Schriftſtellern ich gehöre. In einem Briefe 1755. ſagt er von dieſem Angriffe: Der Baron von * ſoll der Verfaſſer der Schrift ſeyn, worinnen ich ſo gemißhandelt bin. Womit kann ich doch dieſen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es iſt unmöglich; ſonſt würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendeſten der Menſchen nicht gern begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der andre kein ehrlicher Mann wäre! O das iſt ſchrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelaſſenheit! die Geduld! Doch was wären ſie, wenn ſie nicht ſo viel koſtete? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Pſalmen wünſche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, ſo bemühe ich mich zu denken, daß ſelbſt unſer Feind uns weiſe machen ſoll. Mancher auf gleiche Weiſe beleidigter Schriftſteller ſchweigt, weil er ſeinen Tadler verachtet; Gellert ſchwieg, ohne gegen einen ſolchen Angriff gleichgültig zu ſeyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, ſich in der Gelaſſenheit und Demüthigung ſeiner ſelbſt zu üben.

Die

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der ſeit einiger Zeit 1757. den größten Theil von Deutſchland und andre benachbarte Reiche ſeine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Verſuches, ob er ſich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande ſeine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er ſeine Arbeiten, die zeither ſeine Seele in einer beſtändigen Anſtrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um ſowohl des Umganges dieſes Herrn und ſeiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Familie zu genießen, deren ihnen ſo rühmliche und ſo beſtändige Freundſchaft er unter die vorzüglichſten und ſchätzbarſten Wohlthaten der göttlichen Vorſehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten ſich die Armeen dieſer Gegend, und er mußte ſie auf einige Tage nach Eiſenberg begleiten. Als er in ihrer Geſellſchaft nach Bonau zurückgekommen war, erkältete er ſich bey einem ſpäten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu ſeinen geliebtern Freunden gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenſtechen, welches von einem ſo ſtarken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde Urſache hatten, ſeinen Tod zu befürchten. Allein er ſollte der Welt noch länger dienen und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vor-

ſehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beyſtand, die ſorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieſer Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Befehlshabers in dieſer Stadt, die Boten, welche, dieſes geliebten Kranken wegen, dahin geſchickt wurden, auf keine Weiſe aufhalten zu laſſen, die zärtliche Beſorgniß ſeiner Freunde, die ihn von Leipzig aus beſuchten, waren Wohlthaten, die ſein Herz mit brünſtiger Dankbarkeit erfüllten. Er ſprach von wenig Begebenheiten ſeines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieſer Errettung. O mein Liebſter, ſchrieb er an einen Freund, was iſt der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher bebender Schritt! Welch ein Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Todes bey geſunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom Himmel ſtärkt! Ich dachte zu ſterben, und ſiehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieſes neugeſchenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch ſo lange dauerte, wie bald wird es gleich den vorigen Tagen verſchwunden ſeyn! Mit dergleichen Geſinnungen nahm er das Leben zurück, das er ſchon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem ſeinigen, welcher ſchon ſeit ſo vielen

Jahren

Jahren gelitten hatte, konnte ſich von einem ſolchen Angriffe nur langſam wieder erholen, und völlig erholete er ſich nie davon. Mit ſeiner zurückkehrenden Geſundheit erneuerte ſich auch ſein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größre Erleichterung dieſes Uebels vorher ſah, entſchloß er ſich, wieder nach Leipzig zu gehen und ſich ſeinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlaſſen.

Einige Monate nach ſeiner Zurückkunft erhielt er 1758. die Nachricht von dem Tode eines ſeiner geliebten jüngern Freunde des Barons von Cronegk, deſſen Verluſt ihm um ſo viel empfindlicher war, je mehr er nicht allein von ſeinen vorzüglichen Gaben, ſondern auch von ſeinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. Cronegk, ſchreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereiſt war, an den Grafen M. v. Br., unſer Cronegk iſt uns den erſten Tag in dieſem Jahre entzogen worden; mir wahrſcheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich ſein Verluſt tief gebeugt! Ich warf mich bey der erſten Zeitung von ſeinem Tode auf das Lager, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete und weinte! Der ſelige Jüngling! Die Blattern ſind ſein Tod geweſen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat ſein Ende vorausgeſehen und ſeinen Tod ſtandhaft erwartet. Wenige Tage vor ſeinem Ende hat er auf ſeinem Todbette noch an verſchiedne ſeiner Freunde in Anſpach

ſpach geſchrieben und zugleich ſelbſt eine Verordnung aufgeſetzt, in welcher ich ſeinen Geiſt mehr bewundre, als in ſeinen beſten Gedichten. Nach dieſer Verordnung wird ſeine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält ſein erſter Hofmeiſter, der Hofcaplan Rabe, den andern Uz, der Dichter, und der dritte ſoll einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler ſein Glück zu machen. Mir hat er ſein Porträt und ſeinen Ring zum Andenken hinterlaſſen. Dieſes Bild eines geiſtreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen und ſoll die Stelle eines liebreichen und anmuthsvollen Freundes vertreten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo iſt dein Stachel; Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unſern Herrn Jeſum Chriſt! Nunmehr freut er ſich der Unſterblichkeit, der Liebe und der Anbetung ſeines Gottes. Wir, theuerſter Graf, ſehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er ſo rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Gellert, welcher ſehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn ſie die höhern Stände der menſchlichen Geſellſchaft erhebt und ſchmückt, redete allezeit mit Rührung von ſeinem Cronegk; auch in ſeinen Vorleſungen, worinnen er ſeinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit ſie durch Beyſpiele aus ihrem eignen Stande deſto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt

Geburt durch Weisheit und Rechtſchaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf dieſe Weiſe ſuchte er alles zu nutzen, was die ſittlichen Wirkungen ſeines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher, obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verſchiednen europäiſchen Ländern, beſonders aber aus den nordiſchen Reichen nach Leipzig kam, um ſich ſeine Unterweiſungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die ſchönen Wiſſenſchaften geleſen. Verſchiedne in ſeinen Werken befindliche Reden an ſeine Zuhörer bezeugen, wie ſorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch dieſe Unterweiſungen ſo moraliſch einzurichten, als ſie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er ſchon einigemal Fordycens Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieſer Schriftſteller die Sittenlehre nach Hutcheſons Grundſätzen aus der Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend herleitete. Dieß aber that ſeinem Verlangen, die akademiſche Jugend durch ſeine Bemühungen zur Rechtſchaffenheit und zu edlen Sitten anzuführen, noch keine Genüge. Er entſchloß ſich deswegen, ſelbſt beſondre Vorleſungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünſchte zwar noch immer Gedichte von ihm zu leſen; man machte ihm ſo gar freundſchaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poeſie ganz aufgegeben zu haben ſchien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geiſt genug

mehr

mehr bey ſich wahrzunehmen. Ich empfinde, ſchreibt er an ſeinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr ſchreiben ſoll. Sagen Sie es alſo, daß man mir über meine Pauſen in meiner poetiſchen Autorſchaft keine Vorwürfe machen müſſe; daß niemand verbunden ſeyn könne, mehr zu dichten, wenn er nicht mehr dichten kann; daß es auch ein Verdienſt ſey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht wie Pope ſagt, die letzten heefigten Tropfen ſeines Genies auszupreſſen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Exiſtenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht iſt, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott iſt der Herr von unſern Schickſalen, und unſer iſt die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns ſchwer ankömmt unſre Umſtände zu ertragen. Sie ſind allezeit beſſer, als wir ſie verdienen, und oft verliert nur unſre Eigenliebe, unſer Stolz und nicht unſer Glück dabey. Dieß waren ſeine herrſchenden und täglichen Geſinnungen, als er ſeine eigne Vorleſungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem ſie angehört wurde, und die Zahl derer, welche ſich von dieſem liebenswürdigen Mentor in den Lehren der praktiſchen Weisheit unterrichten ließen, übertraf ſeine Erwartungen ſo weit, daß auch deswegen dieſe Beſchäfftigung ſeines Lehramtes eine ſeiner geliebte-

ſten

ſten Arbeiten wurde. Ihr Werth iſt durch den Nutzen, welcher dadurch geſtiftet worden iſt, ſo beſtätigt, daß derjenige, welcher ſich wider ihn erklären wollte, ſich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen Unwillens Preis geben würde. Akademiſche Unterweiſungen in der Moral müſſen freylich nicht in Homilien ausarten; allein ſie können methodiſch ſeyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wiſſenſchaft des Lebens läßt ſich gründlich vortragen, ohne ſich ein tiefſinniges Anſehen zu geben. Wenn man ſich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe deſſelben bis auf ihre kleinſten Faſern zergliedert, ſo kann man doch den Menſchen ſo ſehr mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Verhältniſſen und Pflichten bekannt machen, als er ſeines Glückes wegen werden muß, um über ſeine Schuldigkeit richtig denken und die Vorſchriften der Weisheit, denen er folgen ſoll, zulänglich kennen zu lernen. Moraliſche Unterweiſungen müſſen den Schmuck nicht ſuchen, noch viel weniger damit überladen ſeyn. Aber doch werden ſie durch Zierlichkeit und Anmuth, den Tugenden, die ſie lehren, ſo wenig nachtheilig ſeyn, daß dieſelben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wiſſenſchaft ſollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewiſſe Begeiſterung ſeiner Seele für ſie verräth, oder wenn ſie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, als in den abgebrochenen einſylbigten Orakelſprüchen eines Chryſippus redet? Man hat freylich bey dieſem mehr zu

rathen,

rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt ſich leicht entſcheiden. Gellert war, beſonders für die vornehmere akademiſche Jugend ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in ſeinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menſchen bekannt und immer gegenwärtig ſeyn ſollte, als auf das Neue und Auſſerordentliche ſah; weil er dem, was in der Moral zwar leicht zu verſtehen, aber ſchwer auszuüben iſt, den Reiz gab, wodurch es die Menſchen in der Aufmerkſamkeit darauf erhalten kann, weil er zwar nur die Moral der Philoſophie lehrte, aber einer Philoſophie, die in der Schule des Chriſtenthums unterrichtet, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu beſſern hat; weil er endlich ihnen die Religion der Offenbarung mit einer rührenden Erkenntlichkeit gegen ſie, als eine Führerinn anpries, die dem Wanderer die ſicherſten Wege zeigt, und ihn zugleich die nöthige Stärke zum Wandel auf dieſem Wege mittheilt.

Dieſe neuen Verdienſte um die ſtudirende Jugend erhöhten ſeinen Ruhm und breiteten denſelben immer weiter aus. Das wahrhaftig chriſtliche Genie des Schriftſtellers hatte ihn gegründet; der Eifer, die Treue und das Beyſpiel des öffentlichen Lehrers erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademiſche Gelehrte werden ſich rühmen können, in ihren Vorleſungen ſo viele Zuhörer gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl ſtieg oft auf vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht

allein

allein auf dem Catheder. Sein perſönlicher Umgang, (und jedermann hatte einen ſo freyen Zutritt zu ihm, als wenn er ſein einziger Umgang geweſen wäre,) ſeine Miene, ſeine zwar kurzen aber immer überlegten Geſpräche und ſelbſt ſein bedeutendes Stillſchweigen waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen ſpielte, gewiſſermaßen ſo lehrreich, als ſeine Vorleſungen. Er vermochte über die akademiſche Jugend ſo viel, daß man das Laſter auch darum ſcheute, weil man dadurch aus ſeiner Geſellſchaft ausgeſchloſſen oder zu ſeiner Beſchämung nicht von ihm bemerkt und unterſchieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leſer und Leſerinnen ſeiner Schriften, daß ſie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunſtrichter, zum Lehrer haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechſel, der ihm wegen der Schwachheit ſeines Körpers zuweilen beſchwerlich wurde, dem er ſich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtſchaffenen Hofmeiſter für ſeine Familie wünſchte, verlangte ihn von Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu dieſem Amte vorſchlug, um ſo viel vorſichtiger, je leichter man ſich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey ſein Augenmerk vorzüglich auf den ſittlichen Charakter derjenigen, welche er vorſchlug. Er gab ſich auch viel Mühe, gute Hofmeiſter zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in beſondern

Stunden öffentliche Vorleſungen über die Pflichten derſelben, ſondern machte es ſich auch zum Geſchäffte, ihnen ſowohl auf ſeinem Zimmer, als in ſeiner Correſpondenz mit ihnen dazu mit guten Rathſchlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu ſeyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienſte war, deſto mehr Dienſte foderte man von ihm. In Leipzig war ſeit dem Anfange des Kriegs wegen der verſchiedenen Armeen, welche Sachſen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Fremden, unter denen er durch ſeine Schriften ſo bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem Geräuſche der Waffen Vorzüge, wie die ſeinigen, wenig Aufmerkſamkeit zu erregen pflegen, ſo wurde er dennoch von allen denen beſucht, die Religion und Geſchmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, ſagen zu können, daß ſie den Mann, der vor andern der Liebling ſeiner Nation war, geſehen, geſprochen und gehört hätten. Nicht ſelten fanden ſich bey ſeinen Vorleſungen ſo viele Officiere in ſeinem Hörſaale ein, als wenn derſelbe das Vorzimmer eines Generals geweſen wäre. Die königlichen Prinzen des preußiſchen Hauſes, Carl und Heinrich, erwieſen ihm die Ehre ſich mit ihm zu unterreden. Er ſprach von dieſen Prinzen wegen der Menſchenfreundlichkeit und Gnade, womit ſie Sachſen vor allen unnöthigen Plagen des Krieges zu beſchützen und ihnen die nothwendigen Beſchwerden deſſelben alle auf Weiſe erträglich zu machen

chen ſuchten, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. Ich bin, ſchreibt er an eine ſeiner Freundinnen, geſtern auf Verlangen bey dem Prinzen **Heinrich** geweſen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. — Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Laſt des Krieges erleichtert hat. Dieſes gefiel ihm — Haben ſie nichts für ſich zu wünſchen? ſprach er, ich möchte ihnen gern dienen — Nein, gnädigſter Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortſetzung Ihrer unverdienten Gnade — Kann ich nicht ihren Freunden, oder denen, die ihnen lieb ſind, dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beſtändig Wohlthaten erwieſen. Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm nach dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von **Kalkreuter** zum Geſchenke machte. Alle Welt weis **Friedrichs** Unterredung mit ihm, worinnen der Dichter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und ſehr zu ſeinem Vortheile als ein zugleich beſcheidner und freyer vaterländiſcher Mann erſcheint, der das rühmliche Urtheil verdiente, welches dieſer Monarch von ihm gefällt hat. Dieſe Ehre, die oft nicht nur witzigen Köpfen, ſondern auch wohl denen, die Philoſophen seyn wollten, gefährlich geworden iſt, bewies, wie ausgebreitet der Ruf ſeines Namens und ſeiner Verdienſte war. Die

Achtung für dieſe war es auch, welche den General Hülſen bewog, ſeinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derſelben erfahren zu laſſen. Unſer Städtchen, ſchrieb ſeine Schweſter an ihn, iſt mit einer ſehr leichten Einquartierung belegt worden, und der General hat dem Rathe ausdrücklich ſagen laſſen, dieſes geſchähe aus Wohlwollen gegen den Profeſſor Gellert und ſeine Schriften. Solche außerordentliche Zeugniſſe von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrte die Hochachtung gegen ihn bey denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten, ſehen, der ihm nachfolgt. Dieſen konnte er eben deswegen um ſo viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er ſich indeß um die Univerſität gemacht hatte, ſo war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derſelben; nicht weil die Regierung ſeiner hätte vergeſſen können, ſondern bloß deswegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt worden war. Selbſt Ausländer von großem Anſehen bemühten ſich um die Erhöhung ſeines Gehaltes. Der engliſche Geſandte Mitchel that ſolches ohne ſein Vorwiſſen mit vielem Eifer. Gellert verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er ſuchte aber auch die Wirkung ſeines Vorſpruches von ſich abzulehnen. Ich kann verſichern, ſchreibt er an den Grafen M. v. Br., daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich ſuche kein Amt; ich

bin

bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Geſandten ſelbſt geſagt, allein umſonſt. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er ſich nicht durch dieſe ausländiſchen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Penſion für mich zu denken, da unſer Vaterland ſo unendlich leidet.

Unterdeſſen wurde durch das Abſterben D. Müllers, eines zu ſeiner Zeit nicht unberühmten Philoſophen, ein ordentliches philoſophiſches Lehramt erledigt. Sogleich ſchrieb ein angeſehener Beförderer der Wiſſenſchaften aus Dresden an ihn, daß die Regierung entſchloſſen wäre, ſeine Verdienſte nun mit dieſem Amte auf eine anſtändige Weiſe zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er daſſelbe annehmen wollte oder nicht. Alle ſeine Freunde, Erneſti, Wagner und beſonders Rabener drangen mit großem Ernſte in ihn, eine der Abſicht der Regierung gemäße Entſchließung zu faſſen. Da er alles, was er zu den eingeſchränkten Bedürfniſſen ſeines Lebens brauchte, größtentheils bloß ſeinem Fleiße zu danken hatte, ſo konnte ein ſicheres und gewiſſes Einkommen bey ſeinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren beſorglichen Folgen, ſehr angenehm ſeyn. Allein dieſe Betrachtung vermochte ſo wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorſtellungen und Bitten ſeiner Freunde ungeachtet, von ſich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch ſein Eifer war,

der Univerſität zu nützen, ſo hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes ſo hohe und ſtrenge Begriffe, daß er ſeiner Kränklichkeit wegen dieſelben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewiſſens hielt, ſich dieſer Gefahr nicht auszuſetzen. Was können Sie mir, ſchrieb er an den Grafen M. v. Br., durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünſche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Beſcheidenheit ausgeſchlagen; nichts weniger, gütiger Graf, ſondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewiſſen. Warum ſollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Urſachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigenſinn den Rath und die gütige Fürſorge meiner Freunde und Gönner verwerfen. Das weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und ſähen meine Beſchwerungen, die ich inſonderheit ſeit zwey Jahren dulde, die kranke Bruſt, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtniſſes, die mir die geringſten Arbeiten zur Laſt macht; ich weis gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, wenigen in die Augen fällt. Wenn

ich

ich im Jahre 1751. die Profeſſion hätte ſuchen ſollen, ſo würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761. halte ich es für Pflicht, ſie zu verbitten. Meine Freunde denken als Geſunde; da haben ſie recht. Ich denke und leide als ein Kranker; da habe ich auch recht. Mein Entſchluß iſt nicht Flucht vor der Arbeit; das beweiſt mein zeitheriges Schreiben und Leſen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht ſchämen, wenn ich glaubte, ich hätte ſie und ſetzte mich ſelber in Unruhen und Umſtände, die ich hätte vermeiden können.

Dieſe dringenden Vorſtellungen hatten die Wirkung, die er wünſchte, und er war dafür ſo dankbar, als man es für eine große Wohlthat ſeyn kann. Indeß ließ er von ſeinem Fleiße in ſeinem Unterrichte ſo wenig nach, daß er ſich vielmehr, beſonders auch in ſeinen öffentlichen Vorleſungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachläſſigen, faſt über ſein Vermögen anſtrengte, damit er ſelbſt den geringſten Schatten des Argwohns, daß er ſeine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nutzen vorzöge, von ſich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für ſeine Bedürfniſſe, für ſeine Bequemlichkeit und ſein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ ſich mit völliger Zuverſicht auf die Vorſehung, ohne etwas Außerordentliches zu erwarten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednen Gemüthe nur ſelten an den Nöthigen gebrechen könne. Zu dieſem

Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweiſen ihrer Güte ſehr ſtarke Ermunterungen. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der Herr Graf Moritz von Brühl, gab ihm ſchon ſeit einigen Jahren (1762.) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß Gellerts erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, ſo viel ich weis, erſt nach ſeinem Tode bekannt wurde. Es vergieng faſt kein Jahr, wo ihm nicht auf der Poſt anſehnliche Geſchenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugeſendet wurden. Diejenigen, die ſie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieſelben bloß zur Schonung ſeiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die beſcheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentliches Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Deutſchland einen ſeiner erſten und beſten Geſchichtſchreiber, Leipzig aber eine ſeiner vornehmſten Zierden der Akademie in ſeinem Maſcov verlohr, erhielt Gellert denjenigen Gnadengehalt, welchen dieſer große Mann gehabt hatte. Dieſes war eine neue Gelegenheit für Gellerten, zu beweiſen, wie uneigennützig und beſcheiden ſeine Art zu denken war. Die Penſion, die mir beſtimmt wird, ſchrieb er an ſeinen geliebten Grafen M. v. Br., ſo bald er von dem Entſchluſſe des Hofes benachrichtigt worden war, iſt groß, und ich muß

muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß ſie iſt, als geſtern, da mirs mein Bruder geſagt hat. Sie beträgt vierhundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebſter Graf, wünſche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müſſen ſich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes ſchon ſeit zehn Jahren eine Penſion von hundert Thalern genieße. Wenn ich dieſe beiden Penſionen zuſammen genöſſe, ſo hätte ich jährlich 585. Thaler. Nein, das iſt zu viel; mehr als ich wünſche. Von dieſer Summe kann noch ein rechtſchaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte alſo, liebſter Graf, man ſetzte die Penſion auf vierhundert Thaler; auf dieſe Weiſe bekäme ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, ſo habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig. Dieſer Vorſchlag wurde nicht angenommen, ſo wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünſchte. Er erhielt die ihm beſtimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademiſchen Jugend beſonders durch ſeine Geſellſchaft und ſeine Unterhaltungen mit ihr angenehm und nützlich zu werden.

Als nach dem Tode des Königs Auguſts, **Friedrich Chriſtian** die Regierung antrat, ein Fürſt, von deſſen großen und einnehmenden Eigenſchaften Sachſen die Wiederherſtellung ſeiner vormaligen Glückſeligkeit ſich mit ſo vielem Rechte

verſprach, weil er mehr als der Herr, weil er der Vater, der Wohlthäter und der Tröſter ſeines ſo viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, ſo richtete er eine ſeiner erſten Sorgen auf die Wiſſenſchaften, deren Flor in ſeinem Lande daſſelbe zu allen Zeiten von andern deutſchen Ländern unterſchieden hat. Er ſuchte den Glanz, den ſie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vorzüglichen Talenten und Verdienſten beſtimmte. Dieſer liebenswürdige Fürſt gab von dieſen Geſinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweiſe, als viele Könige, welche ſich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite geſetzt ſähen, in dem längſten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch Gellerts Werth und Verdienſt zu einer Zeit, wo ſeine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfahrt zu heilen, ſo eifrig waren, als wenn ſie ſeine einzigen Sorgen geweſen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die ſtärkſten Verſicherungen ſeiner gnädigen Achtung, ſondern auch durch ein anſehnliches Geſchenk, um ſeinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geſchicklichkeit, Rechtſchaffenheit und gemeinnützige Unverdroſſenheit für ihre Bemühungen, die Wiſſenſchaften und die Tugend zu befördern, von ſeinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein ſo väterlich geſinnter Fürſt war eines langen Lebens ſo würdig, als die allgemeinen Thränen der Sachſen, womit ſein früher Verluſt beweinet wurde. Gellert trauerte

mit

mit ihnen, und beklagte ſich bey ſeinem Tode zum erſtenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlaſſen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines ſo guten Fürſten haben muß. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Geſinnungen ſeines Vaters gegen ihn. Die Churfürſtinn, eine eifrige Gönnerinn der Wiſſenſchaften, wußte ſeine Verdienſte nach ihrem Werthe zu ſchätzen. Die Prinzen Albrecht und Clemens und die Prinzeſſinn Chriſtina verſicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben ſo viel Ehre machen, als ihrem Geiſte und Geſchmacke. So ſehr er in ſeinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, ſo viel Liebe fand er auch außer demſelben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dännemark, aus Ungarn erhielt er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder ſeine Schüler geweſen waren, oder ihn ſeiner Schriften wegen hochſchätzten, anſehnliche Geſchenke. Der Herr von Rochau, auf Reckan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beſtändigen Briefwechſel mit ihm, ſondern gab ihm auch jährlich, aller ſeiner Weigerung ungeachtet, Beweiſe einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In dieſen Umſtänden hätte Gellert, deſſen Wünſche allezeit mäßig und beſcheiden waren, ſehr zufrieden und glücklich ſeyn können, wenn es nur der Vorſehung gefallen hätte, ihm ſeine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein dieſe Leiden ließ-

ſen

ſen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben ſchien, was ein ſo beſcheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünſchte eine höhere und edlere Glückſeligkeit und empfand unter der Finſterniß, welche ſeine Seele überſchattete, nur zu ſehr, wie leer alles Irdiſche iſt, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Urſprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn ſchwermüthig, und in dieſer Traurigkeit fürchtete ſein gottſeliges Herz, daß die Urſache derſelben nicht bloß in den Leiden ſeines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem ſtarken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menſchen verſicherten Wohlthaten entſpringt. Je ſtärker aber dieſes Verlangen war, deſto weniger getraute er ſich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genuſſe dieſes Glückes auch eine gewiſſe Art von Geſundheit, die ihm fehlte, erfodert würde. Zwar pries er ſchon ſeit langer Zeit am Schluſſe eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieſes als eine der vornehmſten, daß er durch ſeine Kraft vor vorſetzlichen Unordnungen des Herzens und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl ſchien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung ſeiner ſelbſt über ſeinen geiſtlichen Zuſtand nicht genug zu ſeyn, weil er ſeinem Gebete, ſeinen Uebungen der Gottſeligkeit, ſeinen Gedanken an die Ewigkeit, ſeinen Glau-

Glauben und ſeinen Beſtreben nach der innern Unſträflichkeit ſeiner Seele mehr Eifer und Stärke wünſchte, als er bey ſeiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigſten erlaubte ſich ein ſolches Urtheil niemals, ſondern hielt eine gewiſſe Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geiſtlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten ſeiner Seele, als für Wirkungen ſeines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moraliſchen Beſchaffenheit dieſes Mangels von Lebhaftigkeit in ſeinen Empfindungen ihn zu einer Nachſicht gegen ſich ſelbſt verleiten möchte, welche ſeinen Beſtrebungen nach einer größern Vollkommenheit darinnen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, ſich in einer beſtändigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an ſich ſelbſt zu bemerken glaubte, zu erhalten. Dieſe Bemühung aber, die ein beſtändiges und oft ſchmerzhaftes Gefühl ſeiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth ſeiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche er an ſich wahrzunehmen glaubte, vermehrten ſich mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſeine Gedanken; und ſo gar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen ſeines Herzens. Er ſah in der Vergleichung derſelben mit den Forderungen der Religion, mehr auf dieſe, als auf ſeine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit ſich ſelbſt unzufrieden. Er hatte zwar, wenn ſein Körper weniger litt, heitre Stunden und in dieſen

auch

auch ſtärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß wenn er auch die Laſt ſeiner Leiden noch ſo ſehr empfand, dennoch Geſicht und Stimme ſich gleich veränderten, ſtark und heiter wurden, ſo bald man das Geſpräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er ſich nicht, ſolche Veränderungen als ein günſtiges Vortheil für ſeine moraliſche Rechtſchaffenheit anzuſehen, wenn ihm in ſeinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Dieſe Härte wider ſich ſelbſt war vielleicht übertrieben; ſie war aber wegen der Quelle, woraus ſie entſprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieſer Strenge ſeine Hoffnung, immer beſſer zu werden, nicht auf ſeine Stärke, ſondern auf die göttliche Gnade gründete, ſo ſicherte ihn dieſelbe vor der Gefahr, ſich für vollkommner zu halten, als er ſonſt wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meynung von ſich entſpringen, und ſeine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beſchäfftigung mit dem, was dem Menſchen allezeit das wichtigſte ſeyn ſollte, wurde dadurch geſtärkt, und er ward um ſo viel vorſichtiger bey allem, was er ſich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was ſie einem jeden ſeyn ſollte, ſein liebſtes Buch. Was er in dieſem göttlichen Buche, was er in andern geiſtlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer ſorgfältigen Anwendung auf ſich ſelbſt und ſuchte dadurch ſeine

Geſin-

Geſinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich ſein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er ſich wünſchte, ſo unterließ er daſſelbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey ſich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß ſein Geiſt nicht Stärke genug hätte, ſeine Gedanken damit ſo lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte er ſichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch ſeine Fertigkeit zu dieſem der chriſtlichen Rechtſchaffenheit ſo heilſamen Geſchäffte eine neue Stärke erhielt. Alle dieſe Bemühungen ſiegten freylich nicht über alle Bekümmerniſſe, zu dem ein beſtändiger Anlaß und Reiz in ſeiner Hypochondrie war; ſie vermehrten aber doch die Kraft ſeiner Seele zur unverdroſſenſten Ausübung ſeiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menſchen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle dieſe traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden ſich wenig Menſchen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde alſo ein neues Beyſpiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig ſind, wenn ſie auch den Genuß der Glückſeligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit beſtimmt iſt. Sie läutern die menſchliche Tugend, damit ſie ein lehrreiches Beyſpiel für diejenigen ſeyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derſelben immer auf Gott und auf ſeine gütigen

Abſich-

Abſichten dabey ſieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn ſie auch nicht mit Beſtändigkeit freudig ſeyn kann. Dieſes erfuhr auch Gellert, der ungeachtet ſeiner ſich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren ſeines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückſeligkeit und Freude grenzt, nach welcher er ſo lange geſchmachtet hatte. Dieſe Veränderung zeiget ſich, ob er gleich ſelbſt nicht darauf geachtet zu haben ſcheint, in ſeinen Tagebüchern ſehr deutlich; denn ſie werden kürzer, als die vorhergehenden ſind, weil ſie weniger Klagen über die Unruhen und Beängſtigungen ſeiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen ſeiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt ſich zwar darinnen faſt bis an das Ende ſeines Lebens über ſeinen ſchwachen Glauben, über ſeinen Unmuth, über die Dunkelheit ſeines Geiſtes, über die Erſtorbenheit ſeines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht ſich nicht mehr, oder doch viel ſeltner ſolche ſchwermüthige Vorwürfe, als er ſich vordem ſo oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Geſinnungen herrſchet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er ſelbſt thut ſich niemals genug. Allein er eignet ſich bey der Empfindung ſeiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuverſicht zu; er betrachtet ſeine Bekümmerniſſe, als Leiden, die er mit Geduld tragen ſoll; er ſagt ſich

ſelbſt zum Troſte, daß ſein Glaube wohl ſchwach, aber doch aufrichtig ſey, und ermuntert ſich dadurch zum Kampfe wider alle aufſteigende Furcht, weil Gott auch einen ſchwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe deſſelben ſehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey ſich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und ſeiner Wohlthaten, als ſonſt, und fodert ſich auf, getroſten Muths zu ſeyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil ſein Erlöſer ein treuer und mitleidiger Hoheprieſter ſey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Beſonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmale der Erlöſung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für ſein Herz. Ich preiſe, ſagt er ſelbſt, *) die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir geweſen iſt. So ſchwach auch meine Vorbereitung zu dieſer ehrwürdigen Handlung geweſen iſt, und ob ich gleich wünſche, daß mein Herz bey derſelben empfindlicher geweſen wäre, ſo habe ich doch keine Zerſtreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten; ich habe mit Ernſt beten, und die Predigt mit Aufmerkſamkeit hören können, und ich tröſte mich bey allem meinen geiſtlichen und leiblichen Elende des Wortes ſeiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung

*) Tageb. v. 1765.

gebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Jeſum Chriſtum und ſeines Geiſtes Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoffnung des ewigen Lebens habe.

Dieſe angenehme Veränderung war keiner Verminderung ſeiner körperlichen Leiden, welche immer dieſelben blieben, zuzuſchreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch des Carlsbades noch einmal zu verſuchen, weil doch ſeine Geſundheit dadurch nicht verſchlimmert worden war, und die Bewegung ſowohl, als die Zerſtreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763. dem freundſchaftlichen Rathe ſeiner Aerzte. Die Brunnencur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er ſich gleich keiner ſehr wohlthätigen Wirkungen derſelben rühmen konnte. Der Aufenthalt ſelbſt im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Perſonen von dem erhabenſten Range kennen zu lernen, denen es eben ſo angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für deſſen Schriften ſie ſchon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er ſelbſt davon an eine ſeiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, iſt beſonders wegen der Schilderungen, die er darinnen von den Charakteren ſeiner neuen Bekanntſchaften macht, ſo unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht ſelbſt reden hörte. „Freuen Sie ſich, ſchreibt er, freuen Sie

Sie ſich mit mir, liebſte Freundinn! Ich bin nach ſieben Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger obgleich nicht geſünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausſpruche der Aerzte, meiner Geſundheit ſchuldig war, und alſo mein Gewiſſen befriedigt; und das iſt Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieſer Cur, oder andrer Mittel, zu meiner Erleichterung zu ſegnen: ſo iſt es unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz, oder wenigſtens zum Theile, zu befreyen: ſo wird er mir Kraft geben, es gelaſſen zu tragen und zu meinem Beſten es anzuwenden; und auch dieſes iſt unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichſte für das menſchliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unſer Herz verſteht es nicht, oder iſt zu begehrlich. — — Eine der erſten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich Ihnen, meine Freundinn, herzlichſt danke. Ja, ich weis es ſicher, daß Ihre Wünſche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben; und dieß verſtärket meine Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweiſe meiner Freundſchaft und Dankbarkeit Zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie ſagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder, wie Sie es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umſtänd-

liche Erzählung von Ihren Schickſalen im Carlsbade machten? — Eine umſtändliche Erzählung? Das wird ſchwer halten. Und was würden Sie merkwürdiges wiſſen, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehen, auch funfzehn Becher warmes Waſſer im Freyen getrunken; bald mit dieſem, bald mit jenem, am meiſten aber mit mir ſelbſt geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte ſpazieren geriten wäre, ein Morgenlied geſungen, und fleißig nach der Uhr geſehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überſtanden wäre; daß mich da der General Laudon mit ſeinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hauſe eine Viertelſtunde in einem von meinen zwey Büchern geleſen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert, und denen mich Preis gegeben, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe mich anſielen. Was würden Sie alſo wiſſen, meine liebe Correſpondentinn, wenn ich Ihnen alles dieſes erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades leſen; denn der Nachmittag, (das Trinken des Brunnens ausgenommen,) war immer wie der Vormittag, beſchwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und böſen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment,

ment, Lobſprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abſchlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze ſchmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beſte Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich ſchon vor zehen Jahren viel tauſend Thränen auf den höchſten Bergen, von allen Menſchen ungeſehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntſchaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiſell, aber nicht genau ſchildern. Denn zu Schilderungen gehöret eine aufmerkſame Beobachtung; und Sie wiſſen wohl, daß bey Brunnencuren ſcharfes Denken verboten iſt. Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war der Mann, den ich ſchon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem beſondern Charakter; ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redte, faſt wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach, der aufmerkſam zuhörte und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohl gewachſen; hager, aber weniger als ich; und hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, faſt wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war

meine traurige Miene ſchuld daran. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand: Ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weis nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Das will ich Ihnen wohl ſagen, antwortete ich, aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie die Schlacht bey — — die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Damals habe ich ihn das erſtemal lachen ſehen, ſonſt lächelte er nur. Er hatte ſich genau nach meinem Geſchmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tiſche, als wenn er allein war; ließ meiſtens weiche Speiſen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen; ließ mich vom Herzen heraus reden, und redte ſelbſt ſo; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen faſt ganz an. Ich habe aus ſeinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufſetzen; denn das war ſeine Klage, daß er nicht ſtudirt hätte. Aber in der That erſetzte ſein natürlich ſcharfer Verſtand und ſeine große Aufmerkſamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wiſſenſchaften. Ueber dieſes lieſt er auch gern. Was

geb

geb ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb iſt; ich möchte es wohl gern wiſſen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das iſt mir in meinen jetzigen Umſtänden gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem laudoniſchen Regiment Lieutenant iſt, bat mich, ich möchte ſeinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig ſtudiren ließ. Er möchte gern noch ſtudiren. Gern, ſagte der General, wofern Sie ſich ihm wollen laſſen empfohlen ſeyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte: ſo führte er mich von der Geſellſchaft in eine entfernte leere Allee; und niemand ſtörte uns alsdann. — Unſer Abſchied war ſehr kurz. — Was ich Ihnen itzt geſagt habe, ſprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewiſſen — — Leben Sie wohl, ich werde an Sie ſchreiben. — — Leben Sie auch wohl, liebſter Herr General, Gott beſchütze Sie und ſegne Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U..., einen einſichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch ſehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwieſen und mich durch nichts beleidiget hat, als daß er ſchwer hörte, und ich ſehr ſchreyen mußte, wenn er mit mir ſprach.

Der Graf Th., ſein Schwiegerſohn, ein junger gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröfnete die Bekanntſchaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S... aus Wien brachte; den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S...

hätte wiſſen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, ſagte er: Ich wollte geſchwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und ſagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Geſpräche mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich ſo oft beſucht als dieſer Graf Th., niemand mir täglich ſo viele Gefälligkeiten erwieſen und andre ſo ſehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, ſagte er, meiner Kayſerinn ſagen, daß ich Ihre Bekanntſchaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig ſchicken ſollte. Aber, wozu Herr Graf? Sie haben ſie ja alle, oder können ſie doch, wie Sie mir ſelbſt geſagt haben, alle in Wien bekommen. Das iſt wahr, Herr Profeſſor; aber ich will ſie von Ihnen haben, damit ich ſie von Ihnen habe; und damit ich Ihnen danken und an Sie ſchreiben kann. Als er von mir Abſchied in meinem Hauſe nahm, fieng es heftig an zu regnen. Nun, ſprach er, das iſt mir ſehr lieb, daß es regnet: ſo kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem ſehr guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig ſtudirt hätte! Das war ſein Wunſch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken ſollte; und ſogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von ſeiner Wiener Chocolade. Seine Gemahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es eben ſo ſehr.

Der General Z‥, ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern ſprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er ſeinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, ſeine Stelle niederzulegen und bloß für ſeinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er ſeine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren ſo ſehr liebte, daß ſie faſt ganz ſeine Geſellſchaft war. Gieng er: ſo gieng ſie mit ihm; fuhr er: ſo ſaß ſie bey ihm.

Der Herr von Z‥, aus Schleſien, der kränkſte und doch gelaſſenſte Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht: und ſein Geſicht, ſo bald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war dennoch fromme Zufriedenheit. Er kam vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von ſeinen Unterthanen getragen, mit geſchwollenen Füßen an, trank den Brunnen und ſchwoll bis in den Unterleib. Er aß ſeit vielen Monaten kein Fleiſch; zuletzt keinen Biſſen Brodt mehr; und Suppe und Waſſer und Hofmanniſcher Balſam war ſeine Nahrung. Ich beſuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey und dreymal, ſchenkte ihm ein bequemes Buch zu ſeiner Andacht, dafür er mich ſehr ſegnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen: ſo hätte er bleiben und forttrinken müſſen, ob er gleich keine Nacht ſchlief, große Schmerzen, inſonderheit in der Bruſt litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden

konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs geſund geweſen, und das Schrecken über die Kroaten mochte ihm wohl in ſeinem drey und ſechzigſten Jahre zur Gicht geworden ſeyn. Was geben Sie mir denn für ein Troſtwort mit auf dem Weg? ſagte er bey ſeinem Abſchiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerſter Mann, ſprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich ſtärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete ſeine zitternden Hände und ſah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn ſeine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter ſollen auch meine Nachrichten in dieſem Briefe überhaupt nicht gehen, als bis auf dieſen Kranken. Sehr viele, die ich da geſprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo ſie mich ſahen, Gutes über Gutes gewünſcht und mir für meine Schriften, inſonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht iſt es, die Liebe der Menſchen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu ſeyn, ſich bemühet hat, und in dieſer Abſicht nicht unglücklich geweſen iſt!

Leben Sie wohl, liebſte Freundinn, und grüſſen Sie Ihre theuerſten Aeltern, Ihre gute Schweſter, Ihren Bruder und Herr Z.., dem ich bald ſchreiben will, auf das verbindlichſte und beſte. Leipzig, den 25. Auguſt 1763.“

Gellerts Geſundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764. nicht beſſer geworden; ſie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun ſein Körper noch Kräfte genug zu haben ſchien, die Wirkungen deſſelben auszuhalten, ſo urtheilten die Aerzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da ſein Uebel ſeinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben ſchien. Er ließ ſich alſo zu einer neuen Reiſe ins Carlsbad überreden; allein auch dieſe Reiſe war für ſeine Geſundheit vergeblich, wiewohl dieſelbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntſchaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm ſeyn konnten. „Endlich, ſchreibt er an die Freundinn, der er ſeine vorjährige Reiſe beſchrieben hatte, bin ich, Gott ſey Dank, auch das zweytemal, und, wie ich hoffe und wünſche, das letztemal aus dem Carlsbade, ohne Gefahr und Unglück, wieder zurück gekommen. Dieſe Nachricht ertheile ich Ihnen eher, als meinen übrigen Freunden, weil ich weis, daß Sie dieſelbe mit Verlangen erwarten, ſich darüber freuen, und Gott mit mir für dieſe Wohlthat preiſen werden. Die Geſchichte dieſes wiederholten Gebrauchs des Carlsbades, iſt beynahe die Geſchichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker oder geſünder zu ſeyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin, ohne Ausnahme, der Erſte bey dem Brunnen, der Erſte zu Pferde, und der Erſte in der Allee geweſen,

ſen, den gute und böſe Menſchen geſucht, betrachtet, ausgefragt, und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobſprüchen beſchämet, auch wohl gemartert haben. Ich habe viele Bekanntſchaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als, den Grafen U... und ſeine Gemahlinn, die mir nicht allein viel Ehre, ſondern ein beſondres Vertrauen erzeigten, (die letzte beſchenkte mich bey dem Abſchiede mit einem Buche von der unlängſt verſtorbenen Erzherzoginn Iſabelle, worein ſie ihren Namen ſchrieb,) ferner den General Z.., der mich bey dem erſten Anblicke brüderlich umarmte, und mir ſagte, daß er in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre ein Bräutigam wäre. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den preußiſchen General S.., einen beleſenen und gewiſſenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte, und der mir ſchon damals bey einem vertrauten Geſpräche geſtund, die größten Glückſeligkeiten ſeines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende geweſen; ein frommer Vater, deſſen Beyſpiel ihn früh gerührt; ein rechtſchaffner Hofmeiſter, der ihn ein Jahr lang ſorgfältig unterwieſen, und gegen die Religion empfindlich gemacht; und endlich eine Gemahlinn, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf ſich ſelbſt aufmerkſamer, und täglich weiſer und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verluſt er nie ohne Thränen und ohne Angſt ſeiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath,

und er präſentirte mich im Carlsbade ſeiner zweyten Gemahlinn mit dieſen Worten: Dieſes iſt der Freund, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu ſuchen, und dem ich in ihrem Beyſeyn ſagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau zur zweyten Gemahlinn gewünſchet. Aber dieſe ſtirbt unvermuthet, und empfiehlt ihm ſeine itzige Gemahlinn, mit der er nach ſeinem Wunſche und Verdienſte lebt. Vermuthlich in Rückſicht auf das verbindliche Compliment, welches mir ihr Gemahl gemacht, da er mich ihr vorgeſtellet, war ſie darauf gefallen, mich durch eine Gefälligkeit zu überraſchen. Sie hatte, ich weis nicht wie, erfahren, daß ich ein Liebhaber von Blumen wäre, und ſchickte mir den Tag nachher ein ſehr ſchönes Blumenbouquet. Ich freute mich nicht wenig darüber; aber meine Freude war nur kurz. Ich erhielt es des Morgens, als ich noch am Brunnen war. Die anweſenden Damen ſammelten ſich um mein Bouquet, wie die Bienen, und zu meinem nicht geringen Verdruſſe ſahe ich mich genöthigt, es unter ſie zu vertheilen.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als die Fräulein Sch.. nebſt der Mademoiſell P.. mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieſes war nach drey verdrießlichen und ſchweren Tagen der Reiſe der erſte frohe Augenblick. Sie können leicht vermuthen, liebſte Mademoiſell, daß ich mich zu der Gräfinn am meiſten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beſtän-

dig

dig zu Hauſe ſpeiſte, am öfterſten und liebſten bey ihr geſpeiſet habe. An der Gräfinn und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch ſonſt nicht gewußt hätte, mit Augen geſehen, daß wahre Verdienſte, wenn ſie mit Beſcheidenheit erſcheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menſchen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Perſonen, die ſonſt aus Nationalſtolz Fremde nicht gern bemerken mögen, und an unſrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfinn und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfinn V.., das habe ich mehr als einmal aus böhmiſchem und öſterreichiſchen Munde gehört, iſt eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte ſich nur zeigen; ſo gefiel ſie durch ihren gelaßnen und leutſeligen Charakter. Die Comteſſen U... und T... liefen ihr auf allen Schritten nach, und begleiteten ſie früh um ſieben Uhr, nebſt mir, den größten Theil der Stadt hindurch in ihrem Reiſewagen, und ſahen ihr ſo lange mit naſſen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum enthalten konnte — Auch die Frau von Z.. und die Frau Präſidentinn L...., die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich ſoll Sie wohl mit meinen neuen Bekanntſchaften unterhalten? Gut, meine beſte Correſpondentinn, hier ſind einige. Der Graf H.., einer von den wieneriſchen Großen, nebſt ſeiner Gemahlinn. Die Gräfinn V.. hatte mir beide vorzüglich gelobt, und ich fand an beiden, was ſie

mir

mir geſagt hatte; zwo merkwürdige und ſchätzbare Perſonen. Da er die Wiſſenſchaften liebte, und kränklich war, fand er ſich bald zu mir, und machte mir ſeine Bekanntſchaft ſogleich leicht und angenehm. Er unterſchied ſich durch ſein Geſicht eben ſo ſehr von andern Menſchen, als durch ſein gutes und gewiſſenhaftes Herz. Eine ſehr hohe Stirne voll Ernſt und Verſtand; große blaue Augen, die gleichſam aus ihren Ufern zu treten ſchienen, und vor der Stirne herum floſſen; eine außerordentlich große Habichtsnaſe; dieſes war das Sonderbare ſeines länglicht hagern Geſichts, und doch gefiel dieſes ſonderbare Geſicht, ſo bald man es einigemal geſehen hatte, weil es Verſtand und Redlichkeit verſprach. Er hatte, wie ſeine Gemahlinn, die meiſten europäiſchen Länder geſehen, und ſchien nur das Gute von fremden Nationen an ſich genommen zu haben. Ich, ſagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redten, gehe ſelten nach Hofe, und ſuche keine andre Ehre, als die genaue und gewiſſenhafte Beobachtung meines Amtes; aber ſo oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrſchaft öfter kommen heißt, und die Günſtlinge mich freundlich empfangen, weil ſie wiſſen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Seine Gemahlinn hatte viel Verſtand, ohne daß ſie damit zu ſchimmern ſuchte; viel Lebensart, ohne daß man im Umgange ſich von ihr beſchämt fühlte; viel große Welt, aber gute große Welt, ſo daß ſie ſich mit Verſtand herabließ,

und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war ſchon in dem Herbſte ihres Lebens, und noch immer ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, ein mit Anſtande zärtlicheres Ehepaar geſehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern gieng, über die höchſten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Geſellſchaft. Sie begleitete ihn auf einer Wieſe, wo ſie keine Zuſchauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, ſo bald ſie merkte, daß ihm das Spiel zur Laſt ward, vom Spiele, und nahm ſeine Laſt auf ſich. Sie ſoll ſtets, wie mir die Gräfinn V = = geſagt, einen ſehr koſtbaren Schmuck getragen haben. Ich kann Sie verſichern, und Sie werden mir leicht glauben, daß ich das nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das ſie auf einem Arme trug, und das bis zum Erſtaunen ähnlich war; dieſes fiel mir an einer Dame, die ſchon ſechszehn bis zwanzig Jahr vermählet war, oft in die Augen. Sehen Sie, ſagte der Graf H = = einſt zu mir, als er ſeine Doſe öffnete, (er ſchnupfte beſtändig,) das iſt meine Tochter von ſechs Jahren, mein einziger Wunſch und meine einzige Sorge auf Erden. Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt — — Niemand hielt ſich ſo ſehr zur Gräfinn V = = als die Gräfinn H = =, und niemand war der Gräfinn V = = lieber, als ihre Gräfinn H = =. Kaum waren ſie fort, ſo kam ein Bedienter, und brachte mir im Namen des Grafen H = = ſechs Bouteillen

teillen Tockayer Wein. Ich redte mit dieſem Menſchen, und konnte mich nicht enthalten, ihm meine Verwunderung über die Liebe und Beredtſamkeit zu erkennen zu geben, mit der er von ſeiner Herrſchaft ſprach. „O, ſagte er, ſo ſind „wir im Hauſe alle, ſo viel es unſrer giebt, ge„ſinnt, und wer nicht ſo iſt; den dulden wir nicht. „Es ſind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Gra„fen, die noch kein ungütiges Wort gehört haben. „Wir werden wie die Kinder gehalten, und müſ„ſen wohl gut ſeyn. Wir dienen auch alle mit „Freuden und ſehen und wiſſen nichts als Gutes „und Ordnung im Hauſe. — “ So machen gute Herrſchaften gute Bediente.

Die Gräfinn T..., auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geiſt der Gräfinn H.., nicht ihr edel gebildetes Geſicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, ſie hatte mehr eine traurige, aber doch leutſelige Miene, verſprach nach ihrem Geſichte nichts, als Gutherzigkeit, und hatte doch, wenn man mit ihr redte, eben ſo viel Verſtand, als Beſcheidenheit; keinen Originalverſtand, aber einen Verſtand, der durch das Leſen guter Schriften und durch Achtſamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet, und durch ein gutes Herz inſpiriret war. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Gräfinn H.., und daher wurden unſre Geſpräche auch vertraulicher und beſtimmter. Gnädige Frau, ſagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten: nach dem, was ich von

Ihnen izt gehöret, wünſchte ich wohl, daß Ihre Kayſerinn Ihnen eine von ihren Prinzeſſinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. „Sie irren ſich aus guter Meynung von mir, ver„ſetzte ſie. Ich habe es erfahren, daß es ganz et„was anders iſt, gut von der Erziehung urtheilen, „und ſie ſelbſt bey den tauſendfachen Hinderniſſen, „die ſie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich „beſorgen. Ich habe dieſes Amt ſechs Monate „geführet, und, unzufrieden mit mir, und krank „am Gemüthe und Leibe, wieder aufgegeben. Aus „großem Eifer, alles auszurichten, richtete ich ſehr „wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich „mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit „noch meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken „konnte. Auch wenn ich ſchwieg, verkündigte „doch mein Geſicht wider meinen Willen die Mey„nung meines Herzens; und ſo gab ich denen, die „ich regieren ſollte, die Anleitung, ſich meiner zu „bemächtigen. Es iſt ſchwer, ſeine eignen Kin„der zu ziehen; aber unendlich ſchwerer iſt die „fremde Erziehung, wenn man keine Naturgaben „dazu beſitzet, und ſich nur auf Eifer und Regeln „des Verſtandes verläßt. Ich kenne nur Eine „Frau, die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu „bilden, beſitzet, und das iſt die Beaumont. Mei„ne Tochter, fuhr ſie fort, die Sie kennen, iſt „mehr durch mein Beyſpiel, weil ich ſie nie von „meiner Hand gelaſſen, als durch meinen Unter„richt, mehr durch meinen Umgang und durch ihre „große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen

„Segen,

„Segen, um den ich täglich gebetet, als durch „meine Weisheit und Klugheit gebildet worden.“ In der That war die Tochter, die ſchon erwachſen war, ein gutes geſittetes Kind, die viel ähnliches mit der Fräulein S.. hatte.

Die Comteßinn H.. aus Schleſien, kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Sie war eine Canonißinn, und wär ihrem Bruder, dem Fürſten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verſtändige, ernſthafte und beleſene Dame, die ſehr gütig von mir dachte. Sie war weder die H.., noch die T..., und doch war ſie eine der beſten Perſonen im ganzen Bade, von der Gräfinn V.. und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften verſprechen müſſen, weil ſie ins Reich, in ihr Stift geht. Ich Bruder war auch ein würdiger aber kränklicher Herr, voll Beſcheidenheit und guter Kenntniſſe. Hier fällt mir der Prinz von Z... ein, von dem ich Ihnen, wenn Sie mir es nicht als eine Eitelkeit auslegen wollen, ſagen will, was er mir Angenehmes geſagt hat. Er gieng durch Carlsbad und ſpeiſete Mittags bey der Gräfinn U.... Er hatte von mir gehört und wollte mich gern ſprechen. Die Gräfinn U... weis nicht, wie ſie es anfangen ſoll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie ſchickt alſo zur Gräfinn W.. und läßt ſie bitten, mich zu überreden, daß ich die Gräfinn U... nach der Tafel beſuchen möchte; ſie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich gieng alſo hin, und fand den Prin-

zen von Z ‧ ‧ ‧ ‧. Herr Profeſſor, fieng er an, mein jüngſter Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade geweſen wären und ich Sie nicht geſprochen hätte. Wenn er des Tages über fleißig und folgſam geweſen iſt, ſo darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften leſen. Er wird ſich ſehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundſchaft verſichern laſſen. — Darum bitte ich Ihre Durchlaucht ehrerbietigſt und zugleich, daß Sie dem Prinzen verſichern wollen, wie ich noch weit beſſere Belohnungen für ſeinen Fleiß wüßte, als meine Schriften — Er ſagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden, ziemlich ſtillſchweigend anhörte. Bey dem Abſchiede dankte ich ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleiſtet hätte. — Er iſt, halter, nicht ſonderlich geweſen, Herr Profeſſor, ſondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch ſollen.

Dieß ſind denn ungefähr die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie ſind ſehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift ſehen, liebe Freundinn, daß ſie mit kranker Hand aufgeſetzet ſind, und nur für Sie. Den zweyten dieſes Monats ſind wir aus dem Carlsbade gegangen. Heute iſt der fünfte, und ich habe ſeit dieſer Zeit auf der Reiſe, und hier in Bonau, wo ich dieſes ſchreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott,

damit

damit der Beyfall der Menſchen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit ich, wenn andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich deſto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die ſie nicht wiſſen, noch wiſſen können. Der Beyfall der Menſchen, iſt wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken ſollen; aber wie leicht überlaſſen wir ihm unſer Herz! — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beſchließen. Ich habe dießmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannsperſonen, im Bade kennen lernen — Viele Menſchen mögen im Bade beſſer zum Umgange ſeyn, als außer dem Bade, und ſich, ohne daß ſie es wiſſen, in etwas verwandeln, das ſie nicht ſind. Die ſich von ihren Geſchäfften, oder von den Sorgen des Hauſes los geriſſen haben, fühlen ihre Freyheit, und werden biegſamer, gefälliger. Die Stolzen, weil ſie ohne Herablaſſung keinen Umgang hätten, werden beſcheidener. Die Meiſten, weil der Auftritt in dieſer flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun ſich Gewalt an, um ihre Rolle mit Beyfall zu ſpielen, und leben wie gute Menſchen. Viele ſchränken ihre Leidenſchaften ein, weil es die Cur befiehlt, und die Furcht der Krankheit, die immer am kräftigſten überredet. Die Kränklichen verbergen ihr ängſtliches und verdrießliches Weſen, um die Geſunden nicht von ſich hinweg zu ſeufzen. — Und ſo macht das Bad auf einige Wochen geſellige, nachgebende, beſcheidene, geſprächige, mitlei-

dige, freundſchaftliche Menſchen, und läßt unter hunderten kaum etliche ſchlechte Seelen übrig. Ich habe alſo immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforſchet. —

Noch ein Wort von dem Pr. L.... Ich habe dieſen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten, und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegeſſen. Zu Hauſe war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Ich habe dabey nicht wenig verloren. Ihnen iſts bekannt, was für ein verdienſtvoller Mann er iſt; und auch an ſeiner Frau habe ich eine ungemein ſchätzbare Frau gefunden. In ihrem Charakter herrſcht Unſchuld und Freundſchaft, ſo wie in dem Charakter ihre Schweſter, der Sch..., Munterkeit und Beredſamkeit. Der Madame R. und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath L... (alles Eine Geſellſchaft) bin ich auch ſehr gut geweſen. Mit Sch.. und L... habe ich noch in Meiſſen ſtudirt. —

Ich muß Ihnen doch noch ein kleines Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet iſt, mich ſehr beunruhiget hat und Zeitlebens mich beunruhigen wird. Ich litt bald Anfangs durch das brennende Waſſer, das man zu ganzen Stunden trinkt, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es ſo weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren, die mir doch gewiß nicht gleichgültig ſind,) den zum Sprechen nothwendigſten obern

Vörderzahn einbüßte, deſſen beide Nachbaren ſchon lange verloren gegangen waren. Ich glaube, ich mag über dieſen Verluſt wohl geweinet haben. Das grauſamſte war, daß mir der Doctor anmuthete, ſelbſt Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht ſo weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, ſagte er, es iſt ein geſchickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einſetzet, und Sie ſind wegen Ihres Amtes verbunden, ſeine Hülfe zu gebrauchen. Ich ſchickte traurig nach ihm. Er verſprach mir alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Inſtrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderiſch ein. Ich duldete alles, gieng unter vielen Schmerzen zur Gräfinn V.. zu Tiſche, und konnte mit den neuen Zähnen weder reden, noch eſſen, noch ſchlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen, und mir kein Wort weiter von künſtlichen Zähnen ſagen ſollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für ihre Mühe, — und, Sauer, nehme er dieſe Zähne zu ſich, bis ich ſie ihm wieder abfodern werde. Alſo hatte ich einen unentbehrlichen Zahn, und drey Ducaten und einen ganzen Tag verloren, Vormittags, (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünſchungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über dieſen meinen Verluſt noch niedergeſchlagen am Fenſter ſtand, ſahe ich einen alten ehrwürdi-

würdigen Juden, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt, und der vierzig Meilen hinter Warſchau herbeygekommen war, von ſeiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey ſchleichen, und dachte: Biſt du nicht viel glücklicher, als dieſer Mann? Du kannſt noch gehen und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar!

Eben zu der Stunde, da wir im Carlsbade ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Eſterhaſi, einen Badegaſt und ehemaligen Geſandten an unſerm Hofe, der krank aus Wien abgereiſet war; ſeine Geneſung ſicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, ſechs Becher Brudel begierig getrunken, darauf wohl geſchlafen, den andern Tag wieder getrunken, und den dritten ſein Leben geendiget hatte. Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen; mit dieſem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade; kein Wort mehr, als: Gott ſey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiſell; es ſind ſchon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieſer Zeit mit Ihrem ganzen Hauſe geſund und zufrieden gelebt? Das hoffe ich, und erwarte, es bald von Ihnen zu hören. Die Gräfinn V.. und der Pr. L..., beide verſuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reiſen. Aber ich war nicht geſund genug, einer ſolchen Verſuchung nachzugeben, und beſchloß lieber meinen feſſichten Weg über Annaberg

berg und Chemniß nach B.. und Leipzig zu nehmen. — Ich dächte, Mademoiſell, Sie beſuchten die Frau Geheimdekammerräthinn W.., und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichſten Verſicherungen meiner Hochachtung und Freundſchaft. Endlich bitte ich eben dieſes gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Demoiſell Schweſter, Ihren Herrn Bruder, auch Herrn Z.. und ſeine Frau Liebſte zu thun. Und nun leben Sie wohl. B.., den 7. und 8. Auguſt 1764.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den erſten Tagen einmal früh bey dem Neubrunnen vorbey ritt, kam ein Herr auf mich zu gelaufen und hielt mein Pferd ſehr freundlich an. „Vergeben Sie mir eine un„beſcheidne Frage, Herr Profeſſor, ich bin der Ba„ron St. aus Schleſien; Ihre Schecke kömmt „mir ſo bekannt vor, und ich möchte wohl gern wiſ„ſen, ob Sie das Pferd ſchon lange hätten?“ Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht ſo genau ſagen; — ſchon übers Jahr. — Vielleicht wollen Sie lieber wiſſen, wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrichs von Preußen. — „O nun weis ich alles. Sein Generaladjutant „Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen ge„kauft. Er hat es immer auf dem Marſche ge„ritten. O wie freut michs, daß die Schecke in „Ihren Händen iſt! Ich habe Sie, Herr Profeſſor,

„ſo lieb, und es iſt ein ſehr gutes Pferd, das ich „ſelbſt zugeritten habe. Nun, das iſt ein unerwartetes Vergnügen für mich.“ — — Ich dankte ihm herzlich, und bat, daß er ja ſein erſtes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte.“

Gellert, der gern that, was er nicht allein ſelbſt für Pflicht hielt, ſondern auch andre für ſeine Pflicht erklärten, hatte dieſe Reiſe mehr aus Gehorſam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung ſeiner Leiden zu erhalten. Er verſprach ſich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er ſonſt gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß ſich ſeine Kräfte täglich mehr verlören. Selbſt die Arbeiten, deren er ſeit ſo vielen Jahren gewohnt war, koſteten ihm eine beſondre Anſtrengung, weil er ſeiner immer fortdauernden Beſchwerungen wegen mit keinem freyen und heitern Geiſte zu ſeinen Geſchäfften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Beſten ſo ſparſam umzugehen, als ihm möglich war, ſchränkte er ſich auf den Umfang von Kenntniſſen ein, die er ſchon ſeit verſchiednen Jahren in ſeiner Sphäre erlangt hatte, ſuchte ſie aber ſeinen Zuhörern ſo nützlich zu machen, als nur von einem ſo treuen und gewiſſenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte ſich gar nicht: denn ſein Unterricht, theils in den ſchönen Wiſſenſchaften, theils in der Sittenlehre blieb nicht allein immer ſo lehrreich und unterhaltend, als er allezeit geweſen war, ſondern erhielt auch

ſelbſt

ſelbſt durch ſein kränkliches Anſehen, und die ſanfte Mattigkeit ſeiner Augen und ſeiner Stimme etwas ſehr Rührendes. Ohne ein Greis zu ſeyn hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greiſes, dem ſeine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Luſt zuhört, weil ſelbſt ſein Ernſt lauter Freundlichkeit und Güte iſt. Die Lehren aus ſeinem Munde hatten die Anmuth eines ſtillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verſchönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weis, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren ſeines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürſten, vor ſeinem hohen Hauſe und ſeinem Hofe verſchiedene öffentliche Vorleſungen 1765. bis 69. gehalten hat. Die Thränen, welche ſie ſeinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie ſehr nicht allein der Innhalt und der ſanfte Reiz ſeines Ausdruckes, ſondern auch der perſönliche Werth des Mannes, der ſie hielt, rührten. Der Churfürſt und die Churfürſtinn, ſeine Frau Mutter, verſicherten ihn ihrer Achtung mit den ſtärkſten Ausdrücken und mit beſondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767. ſoſehr gefallen, daß der Churfürſt eine Abſchrift ſeiner moraliſchen Vorleſungen für die akademiſche Jugend verlangte, um ſich, wie er ihm ſagen ließ, aus denſelben zu belehren, welches einem Herzen, wie das Seinige war, erfreulich ſeyn mußte, ſo ſehr auch ſein Gefühl für alle bloß irdiſchen Freuden geſchwächt war.

Seine

Seine 1768. immer mehr erlöſchenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademiſchen Arbeiten aufgeben, und ſich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu ſeinem Ende beſchäfftigen ſollte. Allein er verwarf dieſen Gedanken, weil er die Pflicht noch ſtärker fühlte, den Studirenden mit ſeinen Lehren, mit ſeinem Rathe und mit ſeinem Beyſpiele ſo lange zu dienen, als ihn ſeine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die ſchönſte Vorbereitung zu ſeinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beſte derſelben wünſchte, und ſuchte, ſo betrübt war er, wenn er ſie auf Abwege gerathen ſah, vor denen er ſie mit allem Ernſte und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihn. Einen ſehr merklichen Beweis davon erfuhr er beſonders 1768. ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode, als ſich auf einmal ein eben ſo ungewöhnlicher als unglücklicher Geiſt der Unruhe der in Leipzig ſtudirenden Jugend bemächtigte. Gellert, voll Bekümmerniß darüber, daß dadurch eine Univerſität verunehrt werden ſollte, die ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer geſitteten und wohlanſtändigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte ſie aus eigner Bewegung beym Schluſſe einer ſeiner moraliſchen Vorleſungen in einer ſo zärtlichen als ernſthaften Anrede zu einem friedlichen und ſittſamen Verhalten.

ten. Sie hatte auch bey ſeinen Zuhörern, deren Anzahl, beſonders in ſeinen moraliſchen Vorleſungen, ſich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern aus Liebe zu ihrem Lehrer zu beſänftigen ſuchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergeſtellt wurde, ſo bewies doch auch dieſes ſchon das Anſehen, worinne er bey ihnen ſtand, kleinerer Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wiederholte alſo, ſelbſt von der akademiſchen Obrigkeit dazu veranlaßt, ſeine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Geſundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„Der Fremde und der Einheimiſche, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unſrer Akademie ſeit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanſtändigkeit und der guten Sitten ertheilet. Laſſen Sie uns wachen, ich bitte Sie, dieſe Ehre nicht durch Ausgelaſſenheit zu verlieren, ſondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig iſt dieſe Erinnerung, dieſe Bitte in unſern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben dieſe Erinnerung, eben dieſe Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wiſſen, wie ſehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück ſuche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theuerſte Commilitonen! Doch

ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige iſt, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieſer unſrer Obrigkeit ſoll ich Ihnen öffentlich ſagen — doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge — ſondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtſinnigen ſoll ich öffentlich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben; — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen ſey, ſeine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine ſichtbare Umſtürzung der Geſetze, die äußerſte Störung der öffentlichen Ruhe, die höchſte Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publici ſey: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächſte Weg, auch wider unſern Willen, zum Verbrechen des Mordes ſey — ſchrecklicher Gedanke: denen ſoll ich endlich ſagen, was ſie wohl nicht müſſen erwogen haben: — daß der, welcher ſeiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerſtrebet, der Ordnung Gottes widerſtrebe. Und wer biſt du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und gefliſſentlich der Ordnung deines Gottes widerſtreben kannſt?

Wir?

Wir? meine geliebten akademiſchen Mitbürger, in der ſtillen Stunde der Nacht, wo ſchon manch frommes Herz zu ſeinem Gott betet und ihn dankbar preiſet; wo mancher elende Kranke auf ſeinem Lager nach Ruhe und Troſt jammert: in dieſer Stunde der Nacht durch Geſchrey, und Tumult, und tödtliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Chriſten unterbrechen, den Jammer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitſamen Gelehrten, für unſre Bequemlichkeit noch arbeitſamen Künſtlers und Handwerkers, hindern? — Und dieſen Verfall der Sitten ſollte unſre Akademie, deren Ehre die Sittſamkeit war, gelaſſen anſehen? O ſo wollte ich ſelbſt eilen und mich zu den Füßen meines Fürſten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch ſein Beyſpiel lehret, und wollte ihn nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, ſondern um ſeine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungeſitteten, um die Wiederherſtellung unſrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir ſonſt ſo liebenswürdigen, ſo ſtillen Leipzig zu beſchließen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte.

Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieſer Akademie und theurer, würdiger Eltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht alſo, liebe Jünglinge; nicht alſo! ſondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was geſittet, was lieb-

reich,

reich, was wohl lautet: iſt etwan eine Tugend, iſt etwan ein Lob, dem denket nach! Das iſt deine Ehre, ſtudirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menſchen; und du wollteſt ſie lieber in dem betrügeriſchen Urtheile einiger deiner leichtſinnigen Commilitonen ſuchen, die weder ſich, noch dich, noch die Ehre kennen; die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verſtändiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines künftigen Glücks? Würdeſt du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, ſtürmiſch zu erlangen ſucheſt, am hellen Tage, im Angeſichte der Stadt, eben ſo kühn zu ſuchen?

O, meine Brüder, wo iſt für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unſchuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her geweſen, als auf unſrer Akademie? Haben wir nicht Schauſpiele, Concerte, Gärten, Spaziergänge, Landhäuſer, öffentliche Cabinetter, Büchersäle, Unterſtützungen durch Stipendien und Freytiſche? Haben wir nicht Künſte und Wiſſenſchaften aller Arten zu unſerm Dienſte und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademiſche Obrigkeit — einen für unſre Ruhe ſorgenden Stadtmagiſtrat — einen gütigen und väterlich geſinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unſre Ehre und Dankbarkeit darinne ſetzen, unter ihnen ein geruhiges und ſtilles Leben zu führen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit? Das ſey ferne

von

von uns. In dieſer Hoffnung verlaſſe ich dieſe Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben ſollte. “

Man weis, daß dieſe Ermahnung das Ihrige zur Herſtellung der öffentlichen Ruhe beygetragen hat. Indeſſen wurde ſeine Geſundheit immer ſchwächer, und er konnte bis an ſeinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erholung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand deswegen faſt durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürſt ſelbſt nahm Theil daran, und ſeine Sorge dafür war ſo aufmerkſam, daß er ihm aus ſeinem Stalle, damit es ſeinem kranken Körper nicht an einer ihm bequemen und heilſamen Bewegung fehlen möchte, ein ſichres, und in ſeinem Gange ruhiges und ſanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer ſeyn, als Gellert für dieſes Merkmal der vorzüglichen Achtung und Gnade ſeines Fürſten war. Er machte auch einigen Freunden von dieſem Churfürſtlichen Geſchenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Geſprächen und Gerüchten davon eine Beſchreibung, worinnen man eine gewiſſe angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war. Doch ſein Körper war durch beſtändige Leiden ſchon ſo entkräftet, daß er auch die leichteſte und ſanfteſte Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Dieſe Entkräftung hinderte ihn,

da 1768. eine neue Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltet wurde, ihnen die Verbeſſerungen zu geben, die er gern darinnen gemacht hätte. Ich würde, ſagt er in der Vorrede, da der Mangel der Geſundheit mir Verbeſſerungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieſes Recht darüber zuſtünde. Ich muß ſie alſo dem Publico ſo überlaſſen, wie es ſie zeither mit ſeinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß ſowohl ſeine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner erſten Aufſätze, wenn das Uebrige nützlich iſt, leicht ſeine Nachſicht erhalten werden. Nur in den Luſtſpielen, die bey der Vorſtellung am erſten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Abſicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geſchmacks zu vorſichtig und ſtrenge ſeyn. Er eignete dieſe Ausgabe 1769. dem Churfürſten zu, und die Zueignung wurde ſehr gnädig aufgenommen. Wie liebreich, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, nahm mich dieſer theure Fürſt, der allein war, nicht auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm ſagte, daß ich ihm nicht ſowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, ſondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinem Fürſten ſchuldig wäre, und was die Sachſen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, ſprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir

viel

viel Anſehen geben; ihr Name iſt überall bekannt. Da ich gieng, ſagte er: Werden ſie mir nicht dieſe Meſſe wieder eine moraliſche Vorleſung halten? Dieſe hielt ich auch bald darauf über die Selbſtbeherrſchung; vielleicht, Gott ſey Preis! nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum ſagen, wie liebreich mir der Fürſt und ſeine Gemahlinn dankten. Alſo hat mich Gott dieſe Meſſe glücklich überſtehen und überall Gnade und Liebe finden laſſen. Bald darauf that er eine Reiſe über Meißen nach Oberau und endlich nach Haynichen. Ich habe, ſagt er, völlig von meiner Vaterſtadt Abſchied genommen. Gott ſegne ſie und die Meinigen, und erbarme ſich meiner!

Nach ſeiner Zurückkunft 1769. entſchloß er ſich, die letzte Hand an ſeine Vorleſungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er ſie ans Licht ſtellen möchte. Auch hatten ihm verſchiedne Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbſt der Beyfall, mit dem ſie angehört worden waren, konnte ſeine Zweifel nicht ganz überwinden, ob ſie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, beſorgt und mit Grunde beſorgt, daß man im Leſen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm ſelbſt, bey aller ſeiner Beſcheidenheit, der Nutzen, den ſie auf der Akademie ſchafften, nicht verborgen bleiben. Dieſer war zu ſichtbar, und um ſo viel größer, da ſein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend ſeinem mündlichen Vor-

trage keinen geringen Nachdruck gab. Eines ſo gewiſſern Vortheils wollte er ſich nicht gern gegen den ungewiſſern Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke ſeiner Moral zu erwarten ſtünde. Indeß gewann er doch aus den günſtigen Urtheilen ſeiner Freunde mehr Zuverſicht zu dieſem Werke, und ſie bewogen ihn endlich, nicht lange vor ſeinem Tode, zum Entſchluſſe, ſeine Moral, ſo viel in ſeinem Vermögen war, durch eine ſorgfältigere Durchſicht in den Stand zu ſetzen, daß ſie nach ſeinem Tode dem Drucke überlaſſen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung ſeines Vorſatzes, und er überließ die Ausgabe ſeines Werkes ſeinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen ſie die Welt zu danken hat. Wie beſcheiden er ſelbſt davon urtheilte, iſt aus ſeinem Aufſatze bekannt, den er zum Vorbericht vor ſeine Moral beſtimmt hatte. Sie ſollte ſich, wie die Vorrede ſeiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verſtande nicht von der Seite zeigen, von der ſie ſeine Kräfte zu ſchärfen und ſeine Wißbegierde zu befriedigen, am ſicherſten iſt. Man ſollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft, keine Beantwortung ſpitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypotheſen, keine Auflöſungen problematiſcher Fragen, keine ſtrenge Demonſtrationen ſuchen; ſie ſollte ſich vornehmlich dem Herzen empfehlen. Ihr vorzüglichſtes Verdienſt ſollte in der Wahl des Brauchbaren, in der ſteten Rückſicht des Verfaſſers auf die chriſtliche Religion, und in

der Methode beſtehen. Gleichwohl haben einige ſie nicht aus dieſem Geſichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln, (denn was Männer von gewiſſen Verdienſten thun, muß allezeit getadelt werden;) haben ſie bemerken wollen, daß ſie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert dieſe Tiefe nie zur Abſicht gehabt hatte, ſo fodert doch die Gerechtigkeit, die man dieſem vortrefflichen Werke ſchuldig iſt, die Anmerkung, daß es Gelehrte giebt, denen auch wohl ein ſeichtes Waſſer, weil es trübe iſt, tief, und hingegen ein Strom bey aller ſeiner Tiefe ſeicht zu ſeyn ſcheint, weil das Waſſer deſſelben ſo klar iſt, daß auch ſie bis auf den Grund ſehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines ſeiner ſchätzbarſten Werke nicht. Seine Kräfte waren erſchöpft. Er wurde ſchon lange mit ſchmerzlichen Verſtopfungen beſchwert; immer mußte die Kunſt der Schwachheit ſeines Körpers zu Hülfe kommen; aber dieſe Hülfe vermehrt, je nöthiger ſie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche ſie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769. äußerte ſich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Abſonderungen mit den ſchlimmen Folgen, welche ſie zu begleiten pflegen. Heyne und Hebenſtreit, beide ſeine eifrigen Freunde, beide erfahrne Aerzte eilen zu ihm; verſäumen nichts, was die Kunſt vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienſtvoller Lehrer, der, außer ſeinen tiefen Einſichten in alle Theile ihrer Wiſſenſchaft, ſelbſt ſei-

ner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt ſeine Bemühungen mit den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erſtorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluſte, mit dem ſie bedroht werden. Allein die Zeit ſeiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute ſich vielleicht zum erſtenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in ſeinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe gegen ſeine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm ſchwer werden möchte, die Schrecken deſſelben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Chriſt von ſich denkt, deſto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher Schauer geweſen, und ſeine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Chriſt den Tod mit einer wahren Unerſchrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er ſchien nun durch ſein eben ſo zuverſichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Chriſtum über ſich ſelbſt erhaben zu ſeyn. Die Schwermuth, dieſe beſtändige Gefährtinn ſeines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmerniſſe mehr, und doch dachte er von ſeiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben ſo,

als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele ſah auf die Herrlichkeit, der ſie entgegen eilte. Damit tröſtete er auch ſeine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunſt der Aerzte ihre Wünſche für die Verlängerung ſeines Lebens nicht begünſtigen konnte.

Vier Tage vor ſeinem Tode hielte er mit der würdigen Frau ſeines Bruders, des Oberpoſtcommiſſarius, die durch ihren edlen Charakter ſich ſeine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in ſeiner Krankheit mit der treueſten und ſchweſterlichſten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heynen, ſeinem älteſten Freunde in Leipzig, in deſſen Redlichkeit er ſtets ein großes Vertrauen ſetzte, eine beſondre Unterredung über die Herausgabe ſeiner noch übrigen Schriften, die er ſeinen abweſenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verſchiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder ſelbſt war von ſeiner Krankheit zu ſehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert ſeine Aufträge geendiget hatte, ermannte er ſich gleichſam bey ſeiner ſchon damals großen Entkräftung, richtete ſich auf ſeinem Bette auf, entblößte ſein zum Theil ſchon graues Haupt, und betete mit einer ſolchen Erhebung des Herzens, mit einer ſo feurigen Andacht, mit ſo vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten ſo heitern und freudigen Auge, daß ſeine Freunde ein wahres Bild von einem be-

tenden Erzvater, und von einem ſterbenden Jacob, der ſeine Kinder ſegnete, in ihm zu ſehen glaubten. Er bemühte ſich alle die beſondern Wohlthaten, die er iu ſeinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in ſein Gedächtniß zurück zu rufen; beſonders erinnerte er ſich der Namen aller ſeiner noch lebenden Freunde und vieler von ſeinen abweſenden Schülern, und empfahl ſie in ſeinem Gebete der Regierung und gnädigen Vorſorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an dieſe beſondern Wohlthaten, ſondern auch an ſeine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbſterniedrigung und Demuth, die auf das Herz ſeiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöſchlichen Eindruck machte. Dieſes Gebet verrichtete er mit einer zwar ſchwachen, aber lauten Stimme, und mit einer ſolchen Innbrunſt, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen ſeine Frömmigkeit erfüllte, die ſie nie ſo ſtark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit dieſen beiden Freunden geſprochen und gebetet hatte, ſank er auf ſein Küſſen zurück, in der Stille ſeine Betrachtungen fortzuſetzen, und ſich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu ſeiner beſondern Privaterbauung erwählt hatte, mit ſeinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmal aus ſeinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit dieſem Freunde unterhielt er ſich ſogleich von ſeinem Tode und ſprach davon mit einer Gelaſſenheit, die von einer ganz ungeſtörten Gemüths-

müthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieſer fromme Lehrer ſagte, lauter Aufmerkſamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlöſers und ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derſelben begleiteten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefſten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern ſeinem Zuſtande angemeſſenen Vorſtellungen die Worte in der Geſchichte Lazari, des Freundes Jeſu: Herr, den du lieb haſt, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden; rief er von ihrem Gefühle beſonders durchdrungen aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der ſein Heil in keinem andern, als in der Gnade ſeines Erlöſers ſuche, dürfe ſeiner beſondern Liebe verſichert ſeyn. Sogleich eignete er ſich dieſe Verſicherung zu und ſagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb haſt! Dieſe Empfindungen überwogen ſeine Schmerzen ſo ſehr, daß er unter dem ſtärkſten Gefühle derſelben nicht klagte, ſondern ſeine Freunde nur erſuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja, antwortete der theure Kranke; doch ſind meine Leiden erträglich. Als darauf ſein Freund zu ſeinem Troſte hinzuſetzte: Sie haben ſchon viele Leiden geduldig und ſtandhaft ausgeſtanden; Sie werden auch itzt als ein Chriſt leiden; die Religion hat Sie im Leben geſtärkt; ſie wird Sie auch im Tode unterſtützen, antwortete Er:

 Ach!

Ach! mein lieber Freund; ich bin ein ſchwacher Menſch; ein armer Sünder; beten Sie für mich, daß ich nicht in Verſuchung falle. So aufrichtig dieſes Geſtändniß, und ſo ernſtlich ſeine Bitte war, ſo gewiß war er doch auch ſeiner Begnadigung durch Chriſtum. Zu ſeinem geliebten Heyer, der ihn zu beſuchen eilte, ſo bald er ſeine Gefahr vernommen hatte, ſagte er: Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus kommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen. Dieß, lieber Freund, iſt mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber, fuhr er mit einer ſichtbaren Freudigkeit fort: Mir iſt Barmherzigkeit wiederfahren, — Barmherzigkeit wiederfahren! Dieß iſt auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich itzt lebe und ſterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieſer Barmherzigkeit ausbrach. Alle dieſe Geſinnungen, welche das lebendigſte Gefühl waren, zeigten ſich in der größten Stärke bey ſeiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derſelben ſein körperlicher Zuſtand ſchon äuſſerſt kläglich war: So ſammelte er doch alle ſeine übrigen Kräfte zum Bekenntniſſe ſeiner Buße und ſeines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen ſeiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete ſich die Verſicherungen der Gnade Gottes, welche ihm ſein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhafteſten Innbrunſt zu, und foderte ſeine Amanuenſes, welche Zeugen dieſer feyerlichen Handlung waren, mit der freudigſten Stimme auf, ſich mit ihm zu erbauen, und

mit

mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preiſen. Zugleich verſicherte er ſeinen Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangeliſchen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er ſie nun empfände, und daß ihm itzt erſt diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Troſt nicht in dem Verdienſte ihres göttlichen Erlöſers ſuchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit ſeines Geiſtes ſich immer gleich; auch ließ er nicht die geringſte Kleinmüthigkeit von ſich blicken, da ſich doch dieſelbe bey guten Chriſten in ähnlichen Umſtänden nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte verſuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wiſſenſchaft anrieth, ſein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr deſſelben hatte ſich in großer Geſchwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürſten gekommen. Gerührt von dieſer Gefahr eines Lehrers, den er ſelbſt mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem ſeiner geſchickteſten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrenſten Aerzten dieſer Univerſität, gegen welche er ſein Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu ſeiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu verſuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ ſich allen Beſtrebungen der Kunſt, die ſeine Schmerzen

zen nicht lindern konnten, mit einer bewunderns-würdigen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden ſechszehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wiſſenſchaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundſchaft, der ſie begeiſterte, noch die Fürſorge ſeines Fürſten konnten das Leben, deſſen Verlängerung jedermann ſo aufrichtig und ſo ſehnlich wünſchte, auf ſeiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichſten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beſchäfftigte er ſeine Gedanken mit den Schmerzen ſeines Erlöſers, der, wie er ſagte, um ſeiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt ſeine Seele ſo ſehr mit den Wohlthaten ſeines verſöhnenden Todes, daß er ſein Leiden beynahe nicht zu empfinden ſchien. So mächtig iſt die Kraft, welche die Religion dem ſterbenden Chriſten giebt! Die Nachricht von der Fürſorge ſeines Fürſten und der Ankunft ſeines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, ſetzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn ſeine Freude darüber zu weit führen möchte: Verlaſſet euch nicht auf Fürſten; ſie können nicht helfen, wenn ſie auch noch ſo gütig ſind, und noch ſo gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn! Die Verſicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürſten und von der Bekümmerniß des Hofes über ſeine Krankheit

heit gab, lockten dankbare Thränen aus ſeinen Augen. Er betete mit der erkenntlichſten Innbrunſt für die Glückſeligkeit eines ſo gütigen Regenten und für ſein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter ſeinen Leiden immer an die Leiden des Erlöſers zu denken, und darinnen ſeine Beruhigung und Erholung fand, ſo wiederholte er auch itzt bey dieſer Gnadenbezeugung ſeines Fürſten die Betrachtung, die er ſchon bey andern Merkmalen ſeiner Güte angeſtellt hatte, daß er als ein Unterthan von ſeinem Herrn ſo viel Mitleid genöſſe, da doch ſein Heiland von den Menſchen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als ſeine Schmerzen aufs höchſte zu ſteigen ſchienen, ſeufzte er: Ach, welche Schmerzen! ſetzte aber gleich hinzu: Doch was ſind ſie gegen diejenigen, welche mein Erlöſer erduldet hat! Er wurde unter den ſeinigen verſpeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürſt! So wechſelte immer das Lob der Verſöhnung mit dem freudigſten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um ſeine Gnade und um die Vollendung ſeiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, beſonders ſeinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröſtete er mit der liebreichſten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andre Hülfe von ihnen, als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn ſeine Schmerzen ſo heftig wurden, daß er ſelbſt nicht immer mit gleicher Innbrunſt beten konnte. Ich kann nicht viel mehr faſſen, ſagte er in ſeinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Namen

men meines Erlöſers zu; wenn ich den nenne oder höre, ſo fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir. Voll von dieſen Empfindungen näherte er ſich ſeiner Auflöſung. Sein ganz erſchöpfter Körper ſtarb langſam; ſeine Seele aber erhielt ſich in einer beſtändigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor ſeinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er ſo erquickt wurde, daß er ſeine Gebete für ſeinen Fürſten, für ſeine gegenwärtige und abweſende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die ſeiner Aufſicht anvertraut geweſen waren, wiederholen, und ſie noch einmal mit Namen ſegnen konnte. Dieſe Wünſche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe ſeines Todes zu empfinden, und wünſchte von ſeinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demſelben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde erhob er mit einem fröhlichen Antlitze ſeine Hände und antwortete: Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde! wendete ſich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einſegnung Thalemanns und unter dem Gebete ſeiner um ſein Bette herum ſtehenden Freunde und entſchlummerte. — (den 13. Dec. 1769.) Dieſes ſtille Entſchlummern in der Stunde der Mitternacht ſagte, was Addiſon noch mit Worten ſagen konnte: So ſtirbt der Chriſt, und ſein Wunſch in einem Briefe an eine Freundinn, welcher er Addiſons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott,

Gott, möchte dieſes mein Ende ſeyn; wie über glückſelig wäre ich!

Die Betrübniß, welche ſich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von ſeinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war ſo allgemein und ſo groß, daß ſie kaum mit Worten beſchrieben werden kann. Sie war es unter ſeiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er ſo manche Jünglinge zum Dienſte der gemeinen Glückſeligkeit, zu nützlichen Erkenntniſſen, und was einem jeden Volke noch wichtiger ſeyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtſchaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen ſind vielleicht auf kein Grab gefloſſen, als auf das ſeinige. Er wurde gleich nach ſeinem Tode mit einer Begeiſterung erhoben, welche ſelbſt die Grenzen überſchritt, die das Lob auch des beſten Sterblichen haben ſollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menſchen leicht verſucht werden, dem Verdienſte auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, ſtreitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpoſtcommiſſar, ein Gelehrter, der in der zärtlichſten Verbindung mit ihm gelebt und ſich durch ſeine beſondre Aufſicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz ſeiner Trennung von ihm kaum einen Monat. Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird ſich ſeiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermiſcht ſind; ſo ſchätzbar iſt das Glück, ihn zum Freunde

gehabt

gehabt zu haben! Wahre Verdienſte ſind überall und zu allen Zeiten ſelten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern ſind beſonders diejenigen ſehr ſelten, die es zu ihrem erſten Geſchäffte machen, durch die Religion gut zu ſeyn, aus Religion Gutes zu thun und die vorzüglichen Gaben ihres Geiſtes und Herzens zu den beſten und wohlthätigſten Abſichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, ſondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, ſondern aus Vergnügen widmete, den ihm ſelbſt der Laſterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr ſein frommer, guter und gemeinnütziger Charakter, als die Achtung für ſein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er ſein immer ſinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, anſehnlich von Geſtalt, aber ſehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, ſehr beſeelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Naſe, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umſtände, durch welche ſein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernſthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber ſeine menſchenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchſchimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger, als gewöhnlich litt, ein willkommner Beſuch eines Freundes, eine gelungene gute Abſicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über

ſein

ſein ganzes Geſicht. Seine Sprache war deutlich, biegſam, aber etwas hohl, und näherte ſich in ihrem Tone einer gewiſſen Wehmuth, wodurch ſie ſo rührend, eindringend und ſchmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was ſie hatte, widerſtehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton ſeiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter ſeinen Zuhörern ſeyn, der ſich nicht ſollte zu erinnern wiſſen, daß bey Vorleſung ſelbſt ſeiner bekannten Gedichte, beſonders ſeiner geiſtlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen ſeiner Moral oft alle ſeine Zuhörer reichliche Thränen vergoſſen haben. Man hat verſchiedene Bildniſſe von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. Bauſens und Geyſers Bildniſſe, des erſtern in Kupfer gegraben, des andern radirt, ſind itzt die beſten; man verſpricht ſich aber von dem Grabſtichel des erſtern noch ein ähnlichers nach einem höchſtgetreuen und ſchönen Grafiſchen Gemälde. Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden, die Cameen mit ſeinem Kopfe von einem Kaugsdorf geſchnitten, verſchiedene Arbeiten der meißniſchen Porcellan Fabrik, welche mit ſeinem Bildniſſe geſchmückt ſind, ſein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berliniſchen Fabrik, zeichnen ſich unter den Verſuchen, die Geſtalt eines Mannes zu verewigen, welche durch ſeine Seele ſo viel Einnehmendes hatte, am rühmlichſten aus.

Die Vorzüge und Mängel ſeines Temperamentes hielten einander in ihrer Miſchung ſo das Gleichgewichte, daß jene leicht verſchönert und erhöht, dieſe leicht vermindert oder gebeſſert werden konnten. Sein Herz war ſanft und zärtlich, empfindſam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verſtellung und Zurückhaltung. In ſeiner Jugend hatte er ſehr aufgeweckt und munter ſeyn können, ohne ſich in ſeiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausſchweifung zu wagen; in ſeinen männlichen Jahren wurde er ſelten bis zur Munterkeit heiter; auch wechſelte ſeine Schwermuth niemals, wie bey vielen geſchieht, welche zur Hypochondrie geneigt ſind, mit einer übertriebenen Luſtigkeit ab; denn er war immer ſo Meiſter über dieſelbe, daß er ſeinen Nebenmenſchen dadurch nicht beſchwerlich wurde.

Unter den menſchlichen Neigungen und Leidenſchaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In ſeinem Temperamente äußerte ſich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme ſeines Unwillens verlöſchte geſchwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindſchaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachſam ſeyn müſſen; nur die Empfindſamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er alle-

zeit

zeit freymüthig geſtanden hat, ſeinem moraliſchen Charakter gefährlich werden können, wofern ſie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen ſich ſelbſt nicht eingeſchränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welche ſein ganzes Temperament verſchönerte, völlig unter ſeine Herrſchaft gebracht worden wäre.

Gellert war von ſeiner Jugend an zu einer wahren und ernſtlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat auch in allen Zeiten ſeines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an ſich erfahren. Seine gottſeligen Geſinnungen entſprangen nicht aus bloßen Vernunftſchlüſſen, nicht aus philoſophiſchen Unterſuchungen über die Natur der Dinge, über ihre weſentlichen Verhältniſſe gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforſchungen, welche ſo tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewiſſer Kräfte des menſchlichen Geiſtes, welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete ſich hauptſächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernſtlichen Nachdenken fähige Verſtand erhalten kann, wenn er ſich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Wortes unterhielten, nährten und ſtärkten ſeine Gottſeligkeit. Ihre Geſinnungen herrſchten über ſeine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenſchaften und regierten den Gebrauch aller ſeiner Gaben. Er bekannte ſich

aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unſrer Kirche. Zwar ſah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn beſonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundſchaft ehrte, einige ſich einer Abweichung davon ſchuldig zu machen ſchienen, deren Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er ſich keine Härte und Liebloſigkeit gegen diejenigen, welche ſich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er ſich gern aus ihren Schriften, wenn ſie die Beförderung des thätigen Chriſtenthums zur Abſicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins, eines Bernard, eines Doddridge und andrer Engelländer hielt; wie gern er ſie las; mit welcher Achtung er ſie auch andern zum Leſen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugniſſe und dem Anſehen Gottes haben, mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Abſicht geſchrieben ſind, den menſchlichen Verſtand zu einer feſten und ſichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion zu bringen. Er ſtrich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigſten Beweiſe zu enthalten ſchienen, um ſich ihrer leichter erinnern zu können. Dieſe Aufmerkſamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andre Schriften las, und man hat häufige Merkmale dieſer Art in der Fortſetzung der Boſſuetiſchen Einleitung in die Geſchichte der Religion bemerkt. Seine Ueberzeugung

von dem göttlichen Urſprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in ſeiner Hochachtung zwiſchen denen, die ganz praktiſch ſind, und zwiſchen denen, die nur einen mittelbaren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterſchied. Dadurch wurde er in dem Gebrauche ſeiner Vernunft ſo beſcheiden und vorſichtig, daß er ſich nicht erlaubte, ſeine Nachforſchungen bis dahin fortzuſetzen, wo ſich Schwierigkeiten finden, welche unſerm Verſtande unauflöslich zu ſeyn ſchienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er ſie wegen ihres unſtreitigen Werthes für die menſchliche Glückſeligkeit ſo lieb gewonnen hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derſelben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit ſeiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er ſie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig ſie gefährlich ſind. Unter allen Zweifeln aber verabſcheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er beſorgte, daß ſie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, ſchwächen, die dem Menſchen ſo nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach einer, über alle bloß irdiſchen Abſichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einſamkeit, ſeine Geſpräche in jeder Geſellſchaft, wenn ſie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich war, welche keine ernſthaften Unterredungen erlaubt, ſein Unterricht in ſeinen Lehrſtunden, ſeine Schrif-

ten, ſeine Briefe, ſeine Arbeiten und ſeine Erho-lungen, alles was er redete und that, wurde mit dem Geiſte der Religion belebt; alles hatte die Abſicht, ihre Kraft bey ihm zu verſtärken und ihre Wirkungen bey andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu ſagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geiſtlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von dieſen glaubte er, daß dieſelben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindſamer, ſondern auch vornehmlich den Abſcheu vor allen innern Unvollkommenheiten der Seele und vor allen Fehlern von moraliſcher Beſchaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit ſeines Geiſtes zuträglich geweſen ſeyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen beſonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche ſich an einer Art geiſtlicher Schwermuth ergetzt, die doch von der Offenbarung ſo wenig gefodert wird, als ſie mit der heitern Zufriedenheit beſtehen kann, die das Chriſtenthum wirken ſoll.

In den äußerlichen Bezeugungen ſeiner gottſeligen Geſinnungen entfernte er ſich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verſtellung als Ernſt, oder doch nicht demüthig und lauter genug iſt. Er konnte zwar durch ein äußerliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu viel Vertrauen in Leute ſetzen, die ſich dadurch ſeiner Gewogenheit zu verſichern ſuchten, und es mußten ſehr deutliche Erfahrungen ſeyn, wenn

wenn er von ſeinem ihnen günſtigen Irrthume zurück kommen ſollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieſes nicht, ein wahres Mißfallen an denen zu haben, die in ſtolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergetzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch beſondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey andre verachteten, oder ſich doch einen beſondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes war außerordentlich, und er blieb ſich darinnen bis an das Ende ſeiner Tage immer gleich. Er beſuchte nicht allein den ſonntäglichen, ſondern auch den wöchentlichen Gottesdienſt ſo regelmäßig und unausgeſetzt, daß ihn, ſeines ſchwächlichen Zuſtandes ungeachtet, keine noch ſo rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, ſicher ſchließen, er müſſe durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Erſten und der letzten in den öffentlichen Verſammlungen der Chriſten. Die Prediger fanden an ihm einen eben ſo beſcheidnen Richter, als aufmerkſamen Zuhörer. Dieſer vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derſelbe die Foderungen ſeines feinen Geſchmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man ſeine Gedanken darüber wiſſen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen Nachſicht, welche

die Fehler mehr verbirgt oder entſchuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, ſo bat er ſie zu ſich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundſchaftlichſte Weiſe nicht allein ihre Fehler, ſondern auch die Art, wie ſie dieſelben verbeſſern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienſtliche Unterricht war, mit ſo ernſtlicher Andacht nahm er an der feyerlichſten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle Theil. Seit vielen Jahren hatte er daſſelbe in der Lazarethkirche empfangen. Nachdem aber mit dem daſigen Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er ſich zu der Nicolaikirche in der Stadt. Ich will mich nun, ſagte er zu ſeinem Thalemann, mit einer großen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, unrecht zu haben, daß ich zeither in dieſem Theile des öffentlichen Gottesdienſtes nicht ſichtbar genug geweſen bin. Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, ſie auch hierinnen durch mein Beyſpiel zu erbauen. Dieſe Erbauung ſtiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an dieſem heiligen Orte zuſammen gekommen ſind, ſagen hören, daß ſie durch den Anblick dieſes Mannes und durch ſeine ungeheuchelte Andacht allezeit ſehr gerührt worden wären.

Eben ſo eifrig und gewiſſenhaft war Gellert auch in ſeinem häuslichen und geheimen Gottesdienſte, bey welchem er ſich beſonders im Gebete übte, und täglich brünſtiger darinnen zu werden

ſuchte,

ſuchte, weil er von dem Segen und Einfluſſe deſſelben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. Ich, ſagt er von ſich ſelbſt, bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebetes vernachläßiget habe, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es iſt deswegen ſeit vielen Jahren mein Gebrauch geweſen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieſes Papier bey mir zu tragen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigſten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn ſolche Stellen begeiſtern in ſtillen Augenblicken zu einem Gebete, das ſich für unſre Umſtände vorzüglich ſchickt, und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachſamkeit. Zur Erleichterung der Uebung in der Gottſeligkeit und in ſeinen andern Pflichten hielt er ſeit dem Jahre 1752. Tagebücher über ſich ſelbſt, weil er ein Journal, worinnen man ſeine Tugenden mit ihren Abwechslungen und ſeine Fehler, wie er ſich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkte, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu gelangen, und den Eifer,

beſſer zu werden, immer mehr zu ſtärken. Dieſe Tagebücher ſind ſo flüchtig geſchrieben, als ein Mann dieſelben ſchreiben kann, der ſie nicht für fremde Augen, ſondern bloß zu ſeinem eignen Gebrauche aufſetzt, und den Geſchäfften ſeines Berufes dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieſelben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von ſeinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von ſeinen Geſchäfften, von der Verdroſſenheit oder Leichtigkeit, womit er ſie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder ſchrieb, von ſeinen kleinen Reiſen, von den Beſuchen, die er gab oder annahm, und von ſeinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen ſeiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geſchenken, die ihm gegeben oder zugeſendet wurden, enthalten dieſe Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über ſeinen geiſtlichen Zuſtand. Einige dieſer Anmerkungen beſtehen in Klagen über ſeine unruhigen und ängſtlichen Gedanken, über die Verſuchungen ſündlicher Neigungen, über ſeine Trägheit zum Gebete, über die Zerſtreuungen, die ihn darinnen ſtörten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerſtandes, den er derſelben that, und zugleich in ernſtlichen Bezeugungen ſeines Mißfallens an ſeiner eignen Unvollkommenheit. Andre beſtehen in Ermunterungen ſeiner

ſelbſt zu einem getroſten Muthe, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er ſeine Tage angewendet habe. Zuweilen ſind ſie Erinnerungen ſeiner guten Entſchließungen, eifrig in der Religion, treu in ſeinem Amte, demüthig bey dem Lobe der Menſchen, empfindſam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menſchen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu ſeyn; zuweilen ſind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Luſt zu gottesdienſtlichen Uebungen oder zu ſeinen Arbeiten empfand, oder ernſtliche Beſtrafungen ſeiner Fehler, ſeiner Ungeduld, ſeiner Hitze in Geſprächen, und ſeiner Neigung zur Eitelkeit, oder einiger bald längern, bald abgebrochenern Gebete und Wünſche um Gnade, um Hülfe, um Troſt und um größere Freudigkeit. So frey dieſe Anmerkungen von der eitlen Selbſtgefälligkeit ſind, von welcher ſich die Eigenliebe des Menſchen in dergleichen geheimen Geſchichten ſeiner ſelbſt leicht überſchleichen laſſen kann, ſo deutlich ſieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottſeligkeit ſo ſehr ein Ernſt iſt, als mit dem Heile ſeiner Seele und mit ihrer wahren Glückſeligkeit.

Aus dieſer Gottſeligkeit, worinnen Gellert täglich vollkommner zu werden ſuchte, läßt ſich ſeine ſo eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in ſich

ſelbſt zu finden meynt, ſondern gegen diejenige, welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott ſucht und ſeiner Gnade alles zu danken haben will; welche, ſo lange ſie noch höhere Stufen vor ſich ſieht, nimmer müßig ſeyn will, und doch bey den Beſtrebungen nach ihrem Ziele ſo beſcheiden iſt, daß ſie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdroſſener und ſtandhafter, als wenn ſie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtſamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindſeligkeit, die Gerechtigkeit nicht wiederfahren laſſen werde, welcher ſie werth zu ſeyn ſucht. Nach einer ſolchen Tugend ſtrebte Gellert, und war in ſeinen Beſtrebungen ſo eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußerſten Sorgfalt zu vermeiden ſuchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. Es iſt Pflicht, war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewiſſen ermüdenden verdienſtlichen Geſchäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewiſſen Dingen mehr ſeinem Vergnügen oder ſeinem Geſchmacke zu folgen, oder mehr auf ſeine Bequemlichkeit zu ſehen. So geneigt war er dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles was ihm ſonſt lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Dieſes machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle ſeine Einſichten und Kräfte, diejenige Glückſeligkeit zu befördern, welche die

herrliche

herrliche Frucht der Frömmigkeit und Tugend iſt. So ſtrenge er über alle Laſter und Fehler urtheilte, ſo mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Verſuchung ihrer Leidenſchaften unterlegen hatten, und ſo begierig, ſie durch ſeine Dienſte und Wohlthaten von dem Untergange ſelbſt ihrer irdiſchen Wohlfahrt zu erretten. Bey aller ſeiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutſelig gegen jedermann; unfähig einen Menſchen zu haſſen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böſes wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens ſtets der Größe des Verſtandes und allen noch ſo ſchimmernden Talenten deſſelben vorzog. Er nahm mit einem ernſtlichen und geſchäfftigen Mitleiden Theil an den Bekümmerniſſen ſeiner Nebenmenſchen, und freute ſich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das ſeinige. In ſeinen Tagebüchern pflegte er am Schluſſe des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demſelben geſtorben waren, es mochten Einheimiſche oder Auswärtige ſeyn, wenn er irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden ſeines niedrigen Standes wegen zu überſehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er ſchnell oder langſam, ſanft oder ſchmerzlich geweſen war. Gewiſſe kleine Anmerkungen, die er hinzu fügte, bezeugen, wie liebreich er daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann!

Der liebe Mann! Der rechtſchaffene Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und chriſtliche Dame! Die fromme Frau, die ſchmerzlich, aber doch chriſtlich froh ſtarb! Ein vortrefflicher Chriſt! Plötzlich aber doch ſelig! Bey andern beſchließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey ſich zu erhalten ſuchte, mit Wünſchen voll zärtlicher Bekümmerniß über ihren künftigen Zuſtand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte ſeine Schriften leſen, ohne gleich ſein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menſchen hochzuſchätzen. Er hatte faſt immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigſten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, ſondern auch wohlthätiger, als die meiſten zu ſeyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberfluſſe ſeyn könnten. Er erlaubte ſich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im Stande ſeyn möchte, deſto leichter und öfter zu helfen; ſeine Mäßigkeit war ſein Reichthum. Darum reichten ſeine Einkünfte nicht allein für ihn zu, ſondern er hatte auch ſtets für die Dürftigen übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine ſichere Zuflucht zu ihm. Er hielt ſich ein Verzeichniß von denen, welche ſeiner Unterſtützung bedurften. Man weis, daß er hülfloſe Kranke aufſuchte und ihnen Erquickungen und Geld ſchickte. Beſonders ſorgte er in harten Win-

tern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne ſie wiſſen zu laſſen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ ſich ungern von einem Beobachter überraſchen und verbarg ſeine Hülfe mit einer eben ſo liebreichen Beſcheidenheit. Kein Elender gieng von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröſtet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geſchäfftige Gabe zu tröſten. Wenn ſein eignes Vermögen nicht zureichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er ſich eine Pflicht daraus, andre, die vermögender waren, um ihre Hülfe und um Gaben für ſie zu erſuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geſchenken, die er für ſich erhielt. Was ſoll das bedeuten? ſchrieb er in einem Briefe an eine Freundinn: Heute vor acht Tagen erhielt ich mit der preußiſchen Poſt hundert Thaler, und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erſchrocken, und ich erſchrecke noch mehr, daß mein Herz bey dieſem Geſchenke weder ſo freudig noch ſo dankbar ſeyn kann, als ich ſollte. Wer will mich wider meinen Willen reich machen? Wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott ſo unverdient durch unbekannte Hände erhalten läßt? Ich ſeufze um Geſundheit und Geduld, und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe alles was ich habe darum, wenn ich das Uebel, das mich dieſen Frühling wieder ſo heftig überfallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Geſundheit keinen Werth für das Herz des Menſchen hat, und

daß

daß Gelaſſenheit und Geduld unendlich größere Güter ſind, als Reichthum und Ehre? Ach ja, die erhaltenen Wohlthaten ſind Prüfungen für mich; aber auch, wenn ſie dieſes ſind, muß ich ſie mit Dank annehmen und nicht klagen. Ich will denn gegen andre gutthätig zu ſeyn ſuchen, wie es andre gegen mich ſind, ohne Geräuſche, und wo es nöthig iſt, unerkannt, aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott unſern höchſten Wohlthäter. Dieſes will ich thun, und nicht weiter forſchen, woher und warum ich ſo viel habe. So uneigennützig er war, ſo zufrieden war er auch mit ſeinen Umſtänden, und dieſe Zufriedenheit machte es ihm leicht, ſelbſt die billigen Vortheile, die er von ſeinen Werken haben konnte, nicht zu ſuchen, und viele Wohlthaten eben ſo großmüthig zu verbitten, als ihm dieſelben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund ſchrieb in den erſten Jahren des Krieges an einen Banquier, ſich nach ihm zu erkundigen, und, ohne zu ſagen, von wem, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchſten Range um eben dieſe Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine Noth, und viele würdigere und vornehmere Perſonen leben in Mangel und Dürftigkeit; laſſen Sie dieſen die mir beſtimmten Wohlthaten zufließen. Dieſe Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußiſchen Commandanten in Leipzig, den Herrn von Keller,

gab,

gab, welcher ihn erſuchen ließ, ſich nach eignem Gefallen ein Haus zu ſeiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, ſolches von aller Einquartierung zu befreyen. Nein, ſagte er, dieſe Laſt, die mir abgenommen werden ſoll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?

Seine Dienſtfertigkeit war ſo bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten ſeines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wiſſen, wie ſie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie ſie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was ſie über dieſe und jene Anträge zur Verheirathung für Entſchließungen faſſen, Jünglinge, wie ſie ſtudiren, Zweifler, wie ſie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie ſie den Gefahren und Verſuchungen derſelben entgehen oder widerſtehen ſollten, und Gellert ſtand einem jeden, nach ſeinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Troſt und Fürbitte bey. Die Dienſte aber, welche er ſeinen Freunden leiſtete, erwies er auch allezeit auf die angenehmſte Weiſe. Als einige Zeit vor ſeinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Abſicht ſagte, daß ihm gewiſſe Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit ſetzten, ſtand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey beſondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu ſeinem Pulte, brachte in einem Papiere dreyßig Louisdor zurück, und bot

ſie demſelben mit den Worten an: Ich bin ſelten ſo reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtſchaffenen Manne beyſtehen zu können; nehmen Sie dieſes Geld; denn ich brauche es nicht.

Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derſelben aufgelegt zu ſeyn, ſo ſtandhaft und ſo treu, daß auch die weiteſte und längſte Entfernung ſeine Liebe nicht vermindern konnte. Er ſchien alle Menſchen, und beſonders die guten und die vortrefflichen mit einem gleichen Eifer zu lieben; indeſſen wußten ſeine Vertrauten ſehr wohl, daß ſie mit demjenigen Vorzuge geliebt wurden, den die Freundſchaft fodern kann. Sie fanden bey ihm die anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundſchaft ſo ſehr ein Glück des Lebens wird, ohne das eiferſüchtige und gebieteriſche Weſen zu haben, welches allezeit die Freude derſelben verbittert, ſobald die Liebe eines Freundes gegen den andern in eine Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert wählte von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu ſeiner beſtändigen Geſellſchaft, unter denen beſonders ein geſchickter und rechtſchaffener Landprediger Gödeke ſich ſeines vieljährigen, liebreichen und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke rühmt, mit welchem er die treue Gefälligkeit deſſelben und ſeine in allen ihm angenehmen Dienſten unermüdete Aufmerkſamkeit und Freundſchaft zu erheben pflegte.

Selbſt-

Selbſtſüchtige und eitle Seelen ſind begierig nach Wohlthaten, können ſie kriechend ſuchen, oder wenn ſie ihnen entgegen kommen, ſie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen ſchuldigen Tribut annehmen; nur danken können ſie nicht, oder ſie thun es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterſcheiden iſt. Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieſer Vorzug eines guten Herzens war Gellerten in einem hohen Grade eigen. Die Empfindungen dieſer Tugend gehörten zu den feurigſten Regungen ſeiner Seele. Er ſprach gemeiniglich von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfieng, mit einer Begeiſterung, in welcher kaum der eitelſte Wohlthäter von der Größe ſeiner Wohlthaten hätte reden können. Gleichwohl verlangte und ſuchte er ſie niemals; er lehnte ſie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von ſich ab, und ſchätzte ſich glücklich, wenn er andre dadurch glücklich machen konnte. Er ſelbſt hatte bey ſeinen Wohlthaten keine Abſicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, ſondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu ſeyn. Gab es einige unedle Seelen, die es wurden; ſo fanden ſie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in ſeiner Verſchwiegenheit und in ſeiner Gewohnheit, ſich der Wohlthaten, ſo bald er ſie erwieſen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Beſcheidenheit und Demuth waren unterſcheidende Vorzüge ſeines liebenswürdigen Charakters, und darum beſonders ſchätzbar, weil ſie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer ſtrengen Beobachtung ſeiner Unvollkommenheiten und Fehler entſprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In ſeinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, beſonders dieſes als eine der vorzüglichſten, daß ihn Gott vor Spott, und ſeinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahret hatte. Er geſtand freymüthig, daß er keine Leidenſchaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben ſo freymüthig, daß er vor den Ueberraſchungen derſelben nicht immer auf ſeiner Hut geweſen wäre. Freylich gehört ſchon viel Muth der Seele dazu, dieſe der wahren Vollkommenheit des Menſchen ſo gefährliche Neigung bey ſich wahrzunehmen, ſie zu geſtehen, und ſie zu mißbilligen; aber es iſt das Meiſterſtück der Demuth, ſie mit einem aufrichtigen Ernſte zu beſtreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall ſeiner Nebenmenſchen; dennoch beſtrebte er ſich nur, ſeiner werth zu ſeyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erſchmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtſchaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn perſönlich gekannt haben, wiſſen, daß er dieſes Erröthen nie zurückhalten

konnte.

konnte. Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen ſeiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünſtelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieſer Beyfall, deſſen Urſachen zuweilen zweydeutig ſeyn können. Die Frage, die bey ſeiner dritten Reiſe nach dem Carlsbade, in dem Hauſe des Poſtmeiſters eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als ſie ihren Herrn mit ihm von ſeinen Schriften reden hörte: Ach! iſt er der Herr mit dem großen Ruhme, der ſo ſchöne Bücher geſchrieben hat? der ungeſtüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit ſie ſeine aus Beſcheidenheit widerſtrebende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die ſchönen Bücher geſchrieben hätte? hat gewiß ſo viel Reizendes, als ein noch ſo ſchöner äſthetiſcher Beweis von der Vortrefflichkeit ſeiner Werke haben kann. Eben ſo viel Urſache hatte er über ein ähnliches Lob eines preußiſchen Feldwebels vergnügt ſeyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm ſagte: Verzeihen ſie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußiſcher Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abſchied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurück zu kehren und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn ſie haben mich durch ihre Schriften und beſonders durch die letzten oft vom Böſen abgehalten und zum Guten

 ermun-

ermuntert. Mit dieſem Lobe iſt nur der rührende Wunſch zu vergleichen: Gott ſegne ſie dafür und gebe ihnen Geſundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn ſie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, ſie zu ſehen! Dieſes iſt ein Beyfall, den kein Crebillon, er ſey es unter den Deutſchen, oder unter den Franzoſen, erhalten, das nur ein gutes Herz geben, und nur das Herz eines Schriftſtellers verdienen kann, welcher durch die Talente ſeines Genies den Menſchen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen, oder ſie vielmehr dadurch zum ſtärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beiden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freundſchaftlicher Tadel, der auf ſeine Beſſerung abzielte, hatte für ihn eben ſo viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; ſo ernſtlich bemühte er ſich um die Achtung und das Wohlgefallen ſeiner Nebenmenſchen. Indeß war niemand williger, andrer Gaben und Verdienſte zu erkennen und höher zu ſchätzen, als die ſeinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller iſt je geneigter geweſen, andern einen Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehen, als er, und immer ſchätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meiſten, die er nicht beſaß. Man weis; aber man hat es erſt nach ſeinem Tode erfahren, mit welcher Begeiſterung der Ehrerbietung für die Gelehrſamkeit und die Verdienſte eines Erneſti er an einen Großen geſchrieben hat, damit Sachſen

dieſen

dieſen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anſtändige Belohnungen bey ſeiner geliebten Akademie zu erhalten ſuchen möchte. Lieber, ſchrieb er, mich nach Neuſchottland geſchickt, als einen Erneſti fortgelaſſen. Wie ſein Unterricht, ſein Rath, ſeine Freundſchaft manchen jungen Verehrer der Gelehrſamkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch ſeine Vorſorge und ſeine ernſtliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr Fiedler, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow ſteht, nach ſeinem Uebergange zu unſrer Kirche auch ihn um ſeinen Rath erſuchte, wie er künftig ſich und andern nützlich werden könnte: ſo unterſtützte Gellert ihn nicht allein, ſo gut es ihm ſeine damaligen Umſtände erlaubten, ſondern unterrichtete ihn auch in der deutſchen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung, daß eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu ſeinem Glücke beytragen könnte. Er haßte den Neid, und empfand nichts von der Eiferſucht, die auf einer Laufbahne ſo leicht entſteht, wo viele um einen gemeinſchaftlichen Preis ſtreiten, unbeſorgt, daß andre günſtiger von ihm urtheilen möchten, als er verdiente. Er redete zuweilen von den Werken ſeines Geiſtes, nicht mit dem Kaltſinne gegen ihre Schönheiten, den eine verſtellte Beſcheidenheit annimmt, um deſto mehr erhoben zu werden; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieſes that er mit einer Aufrichtigkeit, welche ſeinen ernſtlichen Wunſch bewies,

daß niemand durch ſeine Zuneigung zu ihm verleitet werden möchte, ſie für beſſer zu halten, als ſie nach dem Ausſpruche einer unpartheyiſchen und ſtrengen Kritik waren. Gleichwohl war er in der Ausbeſſerung ſeiner Schriften, beſonders auch in den letzten Jahren bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig. Der einzige Satz in ſeinen moraliſchen Vorleſungen: Das geringſte Dorf weis in unſern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menſchen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche unruhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig ſagen wollte. Er gieng von einem ſeiner Freunde zum andern, bat ſie den Satz zu überlegen und nach ihren Einſichten auszudrücken. Selbſt orthographiſche Zweifel konnten ihn oft beunruhigen. So viel Hochachtung hatte er für das Publicum und ſo wenig that er ſich ſelbſt Genüge.

Die Zufriedenheit des ſchönen Geſchlechts mit ſeinen Schriften war ihm vorzüglich angenehm, denn er hatte von dem Verſtande wohlerzogener Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Empfindung des Schönen ſichrer wäre, als die Empfindung ſeines Geſchlechts, weil ſie mehr Natur iſt, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunſt abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben ſo vortheilhafte Meynung. Dodridge, heißt es in einem ſeiner Briefe, der engliſche Gottesgelehrte, ſagt an einem gewiſſen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß ſie vielleicht die beſte und frömmſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes wären, und in der That, mein liebſter Graf, ich kenne mehr

mehr ſehr gute Frauenzimmer, als ſehr gute Mannsperſonen. Er verehrte an ihnen auch die Unſchuld des Herzens weit mehr, als den, ihnen ſelbſt oft ſchädlichen Vorzug eines außerordentlichen und ſchimmernden Verſtandes. Immer wünſchte er, daß ihre Sittſamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß ſie das Wohlanſtändige einer gewiſſen Art und Unwiſſenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünſchen muß, nicht beleidigen und ſich hüten möchten, das Anſehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum ſuchte er durch ſeine Schriften ihnen die Unſchuld und Sittſamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre geſellſchaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er ſo belohnt wurde, daß ſie ihn als ihren ſicherſten Rathgeber und Freund betrachteten.

In ſeinem Umgange herrſchte die edle Unſchuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihrer Geſellſchaft ganz zu entbehren. Er hatte in ſeinem Aeußerlichen nicht das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die ſich bloß mit der Gelehrſamkeit und den Wiſſenſchaften beſchäfftigen. Seine Geſellſchaft wurde ſchon durch ſeine ſanfte und zugleich ehrwürdige Geſichtsbildung einnehmend. Selten redete er von ſich ſelbſt, und allezeit mit der ehrlichen Beſcheidenheit, welche fürchtet, zu viel von ſich zu ſagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein beſcheidner Mann von ſeinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren ſeines Lebens

war er nicht ſehr geſprächig; wenn er aber gleich nicht viel ſprach, ſo ſprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das ſeltne Verdienſt, niemanden durch ſeine Reden zu beleidigen. Er liebte beſonders erbauliche Geſpräche, und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenſtand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienſt ſeiner Nebenmenſchen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an ſein Ende, ohne die Hoffnung ſeiner Seligkeit auf ſeine Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen. Ich hoffe, ſagt er in einem, noch bey ſeinem Leben aufgeſetzten Bekenntniſſe, zu Gott und meinem Erlöſer, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu ſterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgeſtanden iſt. Es würde die Welt nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufſetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmerniſſen heimgeſucht; dieſes ſind Leiden, die ich nicht beſchreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geiſtes hat mich verfolgt und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war ſein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Troſt gelaſſen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangſt mit ſeiner Hülfe tröſten werde. Gott läßt uns unſre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir ſeine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menſchen erlangen können. Gott bewahre alle Menſchen vor meinen Leiden und laſſe ſie alle ihre Weisheit, ihren Troſt, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der

Erkenntniß des Kreuzes Jeſu Chriſti und ihren Glauben von dem heiligen Geiſte ſuchen. Inſonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen ſeyn werden, daß ſie Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und ſeligen Tode betrachten mögen.

Ein ſo frommer liebenswürdiger Mann war es ſo werth, als Menſchen es ſeyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen war, in die Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidenvollen Leben beſtändig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein ſeltnes und koſtbares Geſchenk für ſeine Nation, deren Geſchmack, Sitten und Tugend in ſeiner Nachwelt ihm ſo viel ſchuldig iſt. Ein Denkmal haben ihm bereits einige ſeiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundſchaft anſtändigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er ſeinem eignen Verlangen gemäß begraben worden iſt, aufrichten laſſen. Dieſes Denkmal ſtellet die Religion vor, welche ſein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekrönte Bildniß der Tugend übergiebt. Beyde Bildſäulen ſind aus weißem Alabaſter gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgeſtelle von ſchwarzem Alabaſter iſt der Name: **Chriſtian Fürchtegott Gellert**, auf einer an dem Fußgeſtelle ruhenden Platte aber, die von ſeinem Freunde Heyne verfertigte Inſchrift: **Dieſem Lehrer und Beyſpiele der Tugend und Religion widmete dieſes Denk-**

Denkmal eine Geſellſchaft ſeiner Freunde und Zeitgenoſſen, welche von ſeinen Verdienſten Augenzeugen waren. Gebohr. den 4. Jul. 1715. geſt. den 18. Dec. 1769. Auch hat der Hr. Profeſſor Oeſer ein ſchönes Monument von weißem ſächſiſchen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den Wendleriſchen Garten zieret.*) Das ausgemauerte Grab, wo er und ſein, vier Wochen nach ſeinem Tode verſtorbener Bruder, der churfürſtl. ſächſ. Oberpoſtcommiſſar, verſenkt liegen, iſt mit einem Leichenſteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufſchrift eingehauen iſt: Hier ruhen Chriſtian Fürchtegott Gellert, Profeſſor der Philoſophie, geb. den 4. Jul. 1715. geſt. den 18. Decemb. 1769, und deſſen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpoſtcommiſſarius, geb. den 11. Nov. 1711. geſt. den 8. Jan. 1770.

So ſuchten Gellerts Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß iſt die Bewunderung und Unſterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geſchmack der Nationen unterworfen iſt; allein die Ehre ſeines moraliſchen Charakters iſt ſo unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

*) S. die davon gedruckte Beſchreibung.

Einige

Einige

Gedichte

auf

Gellerts Tod.

Digitized by Google

Auf das Abſterben
ſeines Freundes
Chriſtian Fürchtegott Gellert
von
Johann Andreas Cramer.

Hier iſt ſein Grab, mein Sohn, beſucht, be-
thränt von allen,
Die gut ſind; deſſen, dem dein Herz
Einſt gleichen müſſe! Hier laß deine Thräne
fallen;
Ich kanns nicht. Mich betäubt der Schmerz!

Mich übermannt er noch! Ich weinte gern,
und Thränen,
Wie ſie die Bruderliebe weint,
Die treuſte Freundſchaft; gern, o David, deine
Thränen
Im Jonathan, für meinen Freund!

Gern

Gern ließ ich auf dieß Grab ſie ſtrömen, meine Zähren
Zu Liedern werden, und den Mann,
Der lieblich war und fromm, wie ſein Geſang war, ehren,
Den edlen himmelvollen Mann:

Damit ſein Name dir, o Nachwelt werden möchte
Ein Segen, wie ſein Leben war;
Und ſein Gedächtniß euch, ihr kommenden Geſchlechte,
Auch noch ein Leitſtern in Gefahr!

Er wars! Ein mildes Licht entfloß aus ſeinem Leben
Für mehr als eine Nation.
Melodiſch wars; ſo ſanft, wie Salems Saiten beben,
Dein Hymnus, o Religion!

Klagt, Jünglinge, den Frommen! Trauert! Keiner, keiner,
Wen er in einer Irre fand,
Verſchweig es, wie er ihn ergriff, als wär Er einer
Der Engel, ihm von Gott geſandt!

Klagt,

Klagt, Jünglinge, den Mann, und trauert! Eurer Jugend
War Er es! Eurer Seele Freund,
Sprach euch ins Herz Gefühl der Unſchuld und der Tugend;
Er iſt nicht mehr auf Erden! Weint!

Nicht mehr werd ich Ihn ſehn, der mich zum hohen Bunde,
Die Freuden der Religion
Mit ihm zu ſingen, lud! O ſüßer Traum der Stunde
Des Wiederſehns, du biſt entflohn!

Entflohn! Vielleicht werd ich in meinem Pilgerleben
Noch meine Thränen auf ſein Grab
Hinweinen; ſeinen Staub noch ſegnen, Gott erheben,
Daß er mir Ihn zum Freunde gab!

Er wars! Hier ruht Er! Ach wie viel hat Er gelitten!
Doch immer himmliſch blieb ſein Herz,
Sein Leben, ſein Geſang, das Beyſpiel ſeiner Sitten,
Fromm ſeine Schwermuth und ſein Schmerz.

Du haſt, Teutonia, mehr Barden! Viele Lieder
Sind Flammen! Flammen ſie empor
Zu Gott? Ach ihr Geſang hallt nicht im Himmel wieder;
Ein Greuel für der Frommen Ohr!

Wenn Er die Harfe nahm, zu ſingen von dem Sohne,
Von dir, o Liebe Gottes, dir,
O Tugend, ſeine Luſt, von deinem hohen Lohne,
Wie ſang ſein Herz! Was fühlten wir!

Still ward die Seele, flog nicht auf im Sturme, fühlte
Nur ſanfte Wonne, wurde hell,
Und, fromm zu ſeyn, wie Er, entſchloß ſich, wie Er ſpielte,
Die Seele, ruhig, und doch ſchnell!

Wer nimmt die Harfe? Kann, wie Er, die Herzen rühren,
Wie Er, holdſelig im Geſang?
Wer euch ihr Jünglinge, wie Er, zur Tugend führen,
Durch einen gleich geliebten Zwang?

So lockt der frühe Strahl des Lenztags aus der Erde
Des Berges Sprößling, und belebt
In allen Adern ihn, daß er zur Ceder werde,
Die bald ſich wolkenan erhebt:

Wie Er ſich bildete! Voll milder Wärme waren
Des Frommen Lehren, und voll Licht.
Wie ſorgſam warnt Er ſie vor ſchmeichelnden Gefahren!
Wie zärtlich rief Er ſie zur Pflicht!

Am rauhern Wege ſtand der Jüngling unentſchloſſen:
Da bat Er: Jüngling, nimm den Lauf
Auf dieſem Männerpfad! Sieh! Ehr und Freude ſproſſen
Hier unter deinen Tritten auf!

Wo iſt der Morgenſtrahl nunmehr? Im Todesſchatten
Verſchimmert! Ach! in jene Welt,
Wo viele ſchon, die ſich durch Ihn veredelt hatten,
Der Sohn, die Sonne ſelbſt, erhellt!

Sie ſehn Ihn, fliegen Ihm entgegen, und umgeben
Die Seel', und jeder jauchzt ihr zu:
Heil, Wonne dir, und Lohn von Gott! Du haſt das Leben,
Die Seelen, uns errettet! du!

Erhört iſt dein Gebet, die Seligkeit zu fühlen,
Der Retter Einer Seele ſeyn!
Erhört! Die Wonn iſt mehr, ein Retter ſeyn von Vielen!
Nun iſt die hohe Wonne dein!

Komm mit uns an den Thron, wo Gott des Lichtes Söhnen
Sein Antlitz völlig offenbart,
Und nimm nun dieſe Harf', in unſern Dank zu tönen,
Dem Lamme, das erwürget ward!

Dem hohen Namen, der im letzten Hauch vom Leben
Von dir zu uns herauf erklang!
Heb an; denn dort ſchon wars dir Wonn', ihn zu erheben,
Des Himmels ſeligern Geſang!

Elegie

Elegie
bey dem Grabe
Gellerts
von
Chriſtian Felix Weiſe.

Virtutem — — — — — —
Sublatam ex oculis quaerimus inuidi.
Horat.

Hier, wo ſo viele ſchon in tiefem Todesſchlum-
mer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verſchläft, wohl aber vielen
Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuſcht noch ſchreckt:
Wo man Jahrhunderte die große Ausſaat ſäte,
Die immermehr zur Aerndte reiſt,
Und jeglicher von uns, der früh und jener ſpäte,
Die Zahl bemooster Hügel häuft:
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beyſam-
men liegen,
Der Hohe nicht den Niedern drückt;
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen ſchmückt:

 Hier

Hier liegt nunmehr auch der, an deſſen frommer Seite
Ich dieſe Stätt' einſt oft betrat,*)
Indem er ſich im Geiſt des großen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel ſich erbat;
Und mich vertraut mit den hier ſchlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer ſeiner Edlen ſchlief.
Hier liegt auch Gellert! hier, in dieſem leichten Sande,
Von ſilberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundſchaftlich dabey von dem noch friſchern Lande
Die brüderliche Grabſtatt ſchwillt.**)
Hier liegt er, und ich ſchau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die ſtumme Wehmuth fließt,

Auf

*) Ein ſehr gewöhnlicher Spaziergang des ſeligen Mannes war der Gottesacker, wo er ſeine dort ruhenden Freunde unter erbaulichen und rührenden Betrachtungen beſuchte, und ſeine lebenden Begleiter von ihren Grabſtellen unterrichtete.

**) Sein Bruder, Herr F. L. Gellert, Oberpoſtcommiſſarius allhier, ſtarb in der vierten Woche nach ihm, und hatte ſich bey ſeines Bruders, des Dichters Beerdigung, gleich ſein Grab neben ihm zurechte machen laſſen.

Auf dieſe fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieſer war, den ſie umſchließt. —
Ach Gellert! — o wer kann gnug einen Gellert preiſen?
Nennt, was nur gut iſt; es iſt hier:
Den Dichter, Menſchenfreund, den Chriſten und den Weiſen,
Des Himmels Luſt, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren ſelbſt die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unſrer Erd' entflohn:
So wird' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutſchland weint! denn Gellert war ihr Dichter.
So klang ihr noch kein Saitenſpiel: —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leſer und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einſt auf ſeinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh gelegt:
Von Grazien gewiegt, hätt ihm aus Aganippen
Das Muſenchor den Mund genetzt:
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie ſein Geſchmack ſo rein:
Er ſollte durch ſein Lied, er ſollte durch ſein Leben
Uns Lehrer und Exempel ſeyn. —
Die Wahrheit, die man ſtets in ſchmutzigem Gewande,
Oft auch in ihrer Blöße flieht,

Verlor oft unter uns die Macht der ſanften Bande,
Womit ſie Herzen an ſich zieht.
Dort ſahn wir ſie geſchmückt von Gay und Lafontainen,
Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menſchlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warfs der Wahrheit um. — Nun prangte ſie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
Und drang heran und küßte ſie.
Und ganz Germanien, vom Thron' bis zu den Hütten,
Das ſeinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Beßrung im Geſchmack, mit ihm auch beßre Sitten —
Vielleicht auch beßre Herzen an.
Der Mütter erſt Geſchenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weiſes Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
Und merkten ſeinen Sittenſpruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beſeelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm ſtammelnd ſonſt aus ihm was vorerzählet,
Wie ſegnend lächelt' er dir zu! — —

Dich,

Dich, deutſches Luſtſpiel, ſah mit Abſcheu oder Gähnen
Noch damals oft manch ſittſam Herz:
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude ſanfter Thränen,
Dich Tugend und beſcheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Briten
Den Körper zu der deutſchen Tracht:
Auf deutſchen Bühnen ſah man auch itzt deutſche Sitten,
Und hatt' auf eigne Fehler Acht. —
Doch für ein ſolches Herz warſt du, o Welt, zu enge,
Du, Menſchenweisheit, viel zu klein!
Nicht nützlich wollt' er bloß: durch heilige Geſänge
Wollt' er auch andern heilig ſeyn.
Da warf er ſich in Staub vor Gottes Throne nieder,
Und flehte ſtill um Geiſt und Kraft:*)
Und der Allmächtige vernahms und hörte nieder,
Und gab dem Frommen Geiſt und Kraft.
Er ſang. — So wurdeſt du von wenig Menſchenzungen,
Gott, Mittler, und Religion,
So geiſtreich, mächtig, ſchön, empfindungsvoll geſungen!
Es ſprach das Herz aus jedem Ton.

*) Er ſagte ſelbſt, daß er vor Verfertigung ſeiner geiſtlichen Lieder Gott innbrünſtig um ſeinen Segen angerufen habe.

So hub er durch Geſang viel tauſend ſchwache Seelen
Mit ſich zum Sternenzelt' empor:
Der Spötter ſelbſt horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils ſchon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt ſich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten, dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Geſang
Bis zu den Sphären auf, ſo bringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft ſchläft er mit dir ein. In deinem ſanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet ſanft und wünſcht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die ſüße Stärkung gab.
Ja du, du tröſteſt ihn in ſeiner letzten Stunde:
Da ſtammelt er von dir im Tod'
Noch einen Seufzer, ſtirbt mit Gellerten im Munde,
Und ſo entfleucht ſein Geiſt zu Gott. —
Triumpf, o Gellert, dir! wie viele tauſend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!

Wie

Wie viele flogen ihr vom Himmel ſchon entgegen,
Als ſie ihr morſches Haus zerbrach!
Ja, o! wer ſagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmliſchen Verſammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menſchheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tauſend frommen Zeugen:
Dieß iſt ... doch, wo gerath ich hin?
Mich ſchlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühls! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit ſtreckt über mir
Die ſchwarzen Flügel aus; was ich verloren habe,
Was alle Welt, ſeh ich nur hier?
Ich ſeh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrſtuhl' eilen,
Den vormals eine Welt umſchloß,

So hub er durch Geſang viel tauſend ſchwache Seelen
Mit ſich zum Sternenzelt' empor:
Der Spötter ſelbſt horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils ſchon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt ſich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten, dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Geſang
Bis zu den Sphären auf, ſo dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft ſchläft er mit dir ein. In deinem ſanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet ſanft und wünſcht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die ſüße Stärkung gab.
Ja du, du tröſteſt ihn in ſeiner letzten Stunde:
Da ſtammelt er von dir im Tod'
Noch einen Seufzer, ſtirbt mit Gellerten im Munde,
Und ſo entfleucht ſein Geiſt zu Gott. —
Triumpf, o Gellert, dir! wie viele tauſend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!

Wie

Wie viele flogen ihr vom Himmel ſchon entgegen,
Als ſie ihr morſches Haus zerbrach!
Ja, o! wer ſagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmliſchen Verſammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menſchheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tauſend frommen Zeugen:
Dieß iſt ... doch, wo gerath ich hin?
Mich ſchlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühls! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit ſtreckt über mir
Die ſchwarzen Flügel aus; was ich verloren habe,
Was alle Welt, ſeh ich nur hier?
Ich ſeh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrſtuhl' eilen,
Den vormals eine Welt umſchloß,

Und

Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balſam ſeiner Lehr' ergoß:
Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling ſaßen,
Und — (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeernärndte gern voll Friedenswunſch vergaßen
Und menſchlicher ins Lager flohn.
Ich ſeh an deiner Thür' den lehrbegiergen Armen,
Dem ſie zur Zuflucht offen ſtand,
Wenn er für Liebe Haß, Verweiſe für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu ſeyn:
Und wer hat ungehört dich einen bitten ſehen?
Und welcher wagts, es zu bereun?
Wer wagts, ſeit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muſe hier genährt,
Daß er ſich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch ſelbſt, wenn dich ſein Herz entehrt? —
Ach! taub iſt nun dein Ohr, die Thüren ſind verſchloſſen,
Der Lehrſtuhl einſam und verwayſt!
Der Jüngling ſteht von fern, indem er überfloſſen
Von heißen Thränen dorthin weiſt:
„Ach dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,

„Der

„Der liebreich ſeine Hand nach mir Verlaßnen
ſtreckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies.“ —
Ja Jüngling, er iſt hin! Von vielem Jammer
müde
Ruht hier ſein heiliges Gebein: —
Der Fromme ſchlummre ſanft! mit ihm ſey Gottes
Friede!
Wie er, ſo ſchlummre jeder ein!
Der Saame, den er hier durch Lehren und durch
Leben
So hundertfältig ausgeſtreut,
Wird ſich auf Kindeskind zur ſchönſten Frucht er-
heben,
Die noch in jener Welt gedeyt! — —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmer-
zen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach! nur gekannt! O ſäh' ich Eure
Herzen
Gebildet auch von ſeiner Hand!
Sehr oft werd' ich mit Euch auf dieſen Hügel
ſteigen,
Und, wenn voll kindlichfrohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen
zeigen,
Welch heil'ge Aſche drunter ruht:
„Die Aſche Gellerts iſts! Gott wohnt' in ſeinem
Herzen,
„Und Menſchenlieb' in ſeiner Bruſt:

„Gefällig

„Gefällig noch im Ernſt und heilig noch im Scherzen,
„War Wohlthun ſeine größte Luſt.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht
„Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er ſelbſt die Fürſten nicht." —
Dann ſollt Ihr beyde mir auf dieſem Grabe ſchwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch ſo fromm, wie er, zu ſeyn.

Auf

Auf

Gellerts Tod.

Geſungen

von

Michael Denis,

aus der Geſ. Jeſu,

Lehrer am kaiſerl. königl. Collegio Thereſiano.

Schauerndes Lüftchen! woher?
Trüb iſt der Tag. In dem entblätterten Hayne
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder ſitz' ich einſam
Auf mein Saitenſpiel gelehnet,
Da kömmſt du, Lüftchen! ſchwirreſt mir
So kläglich, ſo kläglich die Saiten hindurch.
Iſt es nicht Hauch des Grabes?
Iſt es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde verlaſſen?
Schauerndes Lüftchen! woher?

Von dem Geſtade der düſteren Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab ich geflattert
Um Gellerts Grab.

In

In Blumen konnt' ich nicht ſeufzen;
Noch öde ſteht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab in blätterloſen Sträuchen
Umher geſeufzt.

Lüftchen genug! Kein ſtürmender Nord
Soll dich verſchlingen, zärtlicher Trauer-
both! —
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er iſt hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er iſt hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er iſt hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Luſt.
In der Pleiße Rauſchen
Quollen ſeine Lieder.
Ach! die Pleiße rauſchet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzt, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenſchatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!

Vom Tannenberge wälzet ſich manch trüber Gieß-
bach.*)
Und nun entſpringt am Fuße des Berges.
Ein lauter, himmelheller Quell.
Schnell

*) Die deutſchen Fabeldichter vor Gellert.

Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gieſsbach', und trinken den Quell:
So zogſt du die dürſtenden Völker an dich. —
Die Bienenköniginn ſammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wieſen voll Frühling,
Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So ſetzeſt du den Söhnen Teuts
Die Süße deines Herzens in Bardenlehren vor! —
Und dieſes Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauert, ihr Völker! trauert ihr Söhne Teuts!
Der Quell iſt verſiegt! der Frühling erſtorben!

Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländiſchen Bardenkunſt
Lag noch in meiner Bruſt in zweifelndem Schlummer.
Ich hörte dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß ſich dem zweifelnden Schlummer.*)
Und horchet mir itzo mein Vaterland,
Und thuen mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
Und ſchändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es ſchuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied, und Thränen! —

Aber

*) Das erſte, was dem Barden aus der Haller-ſchen Epoche zu Geſichte kam, waren Gellerts Fabeln.

Aber hinauf, Saiten! hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchſtralet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den ſatten Lebensgaſt
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erſtehn
Von allen Wolkenſitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbeßrer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menſchenfreundlichen Weiſen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebährenden Flur,
So ſchwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Geſichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied.
Ihr Lied in freyen Eichenhaynen,
Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürſten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemaleten Schilden
Hervorgebrauſt!)*)
Aus den Umarmungen dieſer Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf ſein geliebtes, erdewallendes Geſchlecht,
Und ſieht ſich von Enkel zu Enkel
In ſeinen Geſängen hinwieder geliebt, verewigt;

Und

*) S. den Tacitus von den Sitten der Deutſchen.

Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen *) ſeine Lehren wiederholen,
Und Deutſchland ſegnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.

Alſo mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüſtchen! biſt du noch hier
Im blätterloſen Ahorngange,
So nimm dir die beſten Töne daraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann ſeufze ſie nach in jenen Blumen,
Derer Haupt am Hügel
Schwerer und geſenkter iſt.

*) In franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzungen.

Auf
Gellerts Tod
von
Carl Maſtalier.

Der Dichter und die Muſe.

Der Dichter.

Was ſoll der Trauerflor an deinem Saytenſpiel,
Und im göttlichen Auge der Schmerz?
Weh Deutſchland dir! dieß gilt
Einem Dichter der erſten Größe.

Die Muſe.

Ach ſieh das Saytenſpiel des Dichters der Natur!
Er entzückte durch ſeinen Geſang
Den Iſter und die Spree;
Selbſt die ſtolzere Seine ſingt ihn.

Der Dichter.

Wie? Gellert! — denn wer ſonſt kann dieſer Dichter ſeyn —
Ach! nur Gellert — und dieſer iſt todt?
Weh uns! O konnteſt du
Die Unſterblichkeit ihm nicht geben?

Die

Die Muſe.

Unſterblichen Geſang [illegible]t' ich den Edlen zwar:
Dieß nur konnt' [illegible] unſterblich und ſchön
Wie ſeine Seele, bleibt
Sein Geſang: doch der Leib iſt Aſche.

Der Dichter.

O ſammle ſie! damit ſie kein unheilger Fuß
Einſt entweihe, kein Nord ſie verweh'!
Und unter Blumen laß
Sie ſo ſanft, wie er lebte, ruhen.

Die Muſe.

Des Dichters Nam' allein, der von der Urne ſtralt,
Ganz durchflochten mit Lorbeern des Ruhms,
Gewährt ihm dieſe Ruh.
Oſt- und Nordwind muß ihn verehren.

Der Dichter.

Wem wird die Cyther jetzt, die unnachahmlich klang?
O ſind, Muſe, Teuts Söhne dir werth,
Gieb keinem Nachbar ſie!
Er ſäh ſtolzer herab auf Deutſche.

Die Muſe.

Sey ruhig! ohn' ein Herz ſo voll von Redlichkeit
Weisheit, Tugend und Menſchengefühl
Wird ihre Sayten nie
Jemand, wär er auch Orpheus, ſpannen.

Der Dichter.

So glänze ſie denn dort, wo Orpheus Leyer glänzt!
Heller, prächtiger glänze ſie dort!
In dem geſtirnten Raum
Blitzet leider! noch keine Deutſche.

Die Muſe.

Im Tempel der Natur iſt ihr der Platz beſtimmt;
Denn nur dieſer gehört ſie allein.
Dort ſingt er künftig ſie
Ganz enthüllt in erhabenern Tönen.

Der Dichter.

Sanft war der Ton, den die Natur ihn treffen
ließ.
Seinen Wiederhall hörten wir kaum,
Und dichteten ihm ſchon
Deutſche Lieder nach, dir zur Ehre.

Die Muſe.

Genug! mich ruft der Schmerz zu meines Lieb-
lings Grab;
Lange werd' ich dort weinen um ihn.
Ihn ehret unſer Lied
Mehr dann fühlloſe Mauſoläen.

Druckfehler:

S. 49. 14. Zeile lieſs das für des.
— 55. 17. Z. ſtreiche das Wort mehr aus.
— — 19. Z. ſtreiche das Wort Es aus.
— 60. 14. Z. lieſs immer für einen.
— — 25. Z. lieſs verriethe für verrieth.
— 61. 4. Z. lieſs in derſelben für darinne.
— 67. 14. Z. lieſs der innre für den innern.
— 69. 16. Z. lieſs jugendlichern für jugendlichen.
— 74. 2. Z. lieſs ein für als.
— 102. 18. Z. lieſs über den falſchen Reiz für dem falſchen Reize.
— 178. 15. Z. lieſs dennoch war er für denn er war.

Digitized by Google

[illegible] by [illegible]

6

005669561

Digitized by Google